

Zeitschrift: Jahresbericht / Akademischer Alpen-Club Zürich

Herausgeber: Akademischer Alpen-Club Zürich

Band: 102-103 (1997-1998)

Artikel: Aksay '98 : Jubiläumsexpedition des AACZ in Xinjiang

Autor: Schuler, Edgar / Steinmeier, Charlotte / Minges, Klaus

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aksay '98 – Jubiläumsexpedition des AACZ in Xinjiang



Guntram Koller am langen Grat zum Aksaybax.

AKSAY '98 ACADEMIC ALPINE CLUB
EXPEDITION 
XINJIANG, CHINA ZURICH, SWITZERLAND

Aus der Vorgeschichte

Nachdem der AACZ in jüngerer Zeit alpinistische Unternehmungen im Hindukusch (1972), am Mount McKinley (1979) und im chinesischen Gebiet des Minya Konka (1981) durchgeführt hatte, wurde eine Fortsetzung der Expeditionstradition mehrfach erwogen, ohne dass die vagen Pläne je über dieses Stadium hinaus gediehen wären. Der Anstoss, im chinesischen Xinjiang unser Expeditions Glück zu suchen, stammte von Roman Boutellier. Er hatte sich offenbar von der Schilderung der Erstbesteigung des über 7000 Meter hohen Kongur von Chris Bonington anregen lassen und auch durch den Umstand, dass in unmittelbarer Nähe der 7546 Meter hohe Mustaghata jedes Jahr zahlreiche Alpinisten mit dem Prädikat «leichtester Sieben-tausender» anlockt. Auf einem Bild in Boningtons Buch zur Kongur-Besteigung sind in der Ferne jene Berge auszumachen, die wir dann schliesslich aufzusuchen sollten. Stefan Lüthi sammelte die spärlichen Informationen und trieb die Organisation dieses neuen ausseralpinen Unternehmens des AACZ voran. Im Sommer 1996 – die Expedition war für das folgende Jahr geplant – kam Stefan im Alpstein ums Leben. Trotz dem Schock und der Trauer unternahm die Gruppe von AACZ-Mitgliedern, die er zuvor um sich geschart hatte, weitere Vorbereitungsschritte.

Informationen über das auserkorene Gebiet zu finden erwies sich als fast unmöglich. Abgesehen von sehr kleinmassstäblichen Karten und ein paar Hinweisen fanden wir zunächst nichts Aufschlussreiches. Offensichtlich hatten weder chinesische noch andere Alpinisten je diese Gebirgsgruppe besucht oder darüber irgendwo auffindbar Bericht erstattet. Alles, was wir wussten, war, dass die anvisierte Kette vier Gipfel über 6000 Meter aufweist, wovon einer, der den Verkehrswegen am nächsten liegt, bereits bestiegen ist. Wir wussten nichts über den Charakter dieser Berge, ihre alpintechnischen und logistischen Schwierigkeiten oder über die Möglichkeiten, ein Basislager einzurichten. Auf den Karten waren zwar Strassen eingezeichnet, ob und mit welchen Fahrzeugen diese befahren werden konnten, war uns ein Rätsel, ebenso ob die vorgelagerte Hochebene bewohnt ist oder nicht. Auch die Xinjiang Mountaineering Association konnte uns hier trotz regem Austausch von Faxbriefen nicht weiterhelfen.

Im Sommer 1997 reiste schliesslich eine dreiköpfige Rekognoszierungsgruppe (Michael Altorfer, Klaus Minges und Edgar Schuler) in das vorgesehene Expeditionsgebiet. Wir wollten das Gebiet und seine Zufahrt erkunden, nach einem geeigneten Platz für ein Basislager Ausschau halten, die zu erwartenden alpinistischen Schwierigkeiten einschätzen und, nicht zuletzt, das Angebot der chinesischen Expeditionsorganisation testen. Diese Ziele wurden auch alle erreicht. Am 17. Juli krönte die Gruppe ihre Rekognosierung sogar mit der Besteigung des 6200 Meter hohen Budunseltau.

Edgar Schuler

Das Team



Auf dem Kaltasal: Klaus Minges, Charlotte Steinmeier, Guntram Koller, Edgar Schuler, Michael Altorfer, Walter Giger, Arnold Barmettler (von links).

Walter Giger

Walter Giger, Chemieprofessor an der EAWAG, Eidgenössische Anstalt für Wasserversorgung, Abwasserreinigung und Gewässerschutz, hat Jahrgang 1943 und ist damit das älteste Teammitglied. Er trat 1965 in den Club ein und nahm bereits an den AACZ-Expeditionen in den Hindukusch 1972 und zum Mount McKinley 1979 teil. Diese Erfahrungen prädestinierten ihn zum Leiter der Expedition Aksay '98. Während der Expedition war er beteiligt an der Erstbesteigung des Kaltasal, am Besteigungsversuch des Sartax und an der Zweitbegehung des Budunseltau.

Klaus Minges

Klaus Minges, Jahrgang 1956, ist Kunsthistoriker und arbeitet in der Plakatsammlung des Museums für Gestaltung, Zürich. Er hat reiche alpinistische Erfahrung in den Westalpen. Seit 1996 ist er AACZ-Mitglied. Als Teilnehmer an der Rekognoszierung 1997 und stellvertretender Expeditionsleiter war seine Aufgabe die technische Planung. Er war beteiligt an der Erstbesteigung des Budunseltau während der Rekognoszierung sowie an den Erstbesteigungen von Kaltasal und Aksaybax.

Edgar Schuler

Der NZZ-Redaktor Edgar Schuler, Jahrgang 1962, AACZ-Mitglied seit 1990, gehörte ebenfalls dem Leitungs-Triumvirat an und war als solcher besorgt für den Kontakt mit den zuständigen chinesischen Behörden, mit unseren Helfern in Kirgistan und mit dem Reisebüro, das die Flüge organisierte. Auch er hatte an der Rekognoszierung teilgenommen. Die Erstbesteigungen von Budunseltau, Kaltasal und Aksaybax gehen mit auf sein Konto, ausserdem der erste Versuch der Besteigung des Aylanix.

Monika Müller

Der Ärztin Monika Müller, Jahrgang 1969 und AACZ-Mitglied seit 1994, fiel auf der Expedition selbstverständlich der Part der medizinischen Betreuerin und der Verantwortlichen für die Expeditionsapotheke zu. Anfänglich selber gesundheitlich etwas beeinträchtigt, nahm sie aber an der Erstbesteigung des Kuxbulak teil sowie am zweiten Versuch, den Aylanix zu besteigen. Ausserdem stand sie zusammen mit Walter Giger als Zweitbegeherin auf dem Budunseltau.

Michael Altorfer

Der promovierte Chemiker und heutige Bankkaderangestellte Michael Altorfer wurde 1967 geboren und ist seit 1992 Mitglied des AACZ. Er war auf der Rekognoszierungsreise von 1997 der Dritte im Bunde und erwies sich – zusammen mit Guntram Koller – auf der Expedition als eifrigster Alpinist. Auf sein Konto geht die Teilnahme an den Erstbesteigungen von Budunseltau, Kaltasal, Kuxbulak, Tikjaylu und Aksaybax, dazu die Teilnahme am Versuch, den Sartax zu besteigen.

Arnold Barmettler

Arnold Barmettler ist Doktorand an den Remote Sensing Laboratories des geographischen Instituts der Universität Zürich, hat Jahrgang 1969 und ist AACZ-Mitglied seit 1993. Er war der Pechvogel des Teams: Beim zweiten Versuch, den Aylanix zu besteigen, verletzte er sein Knie, was ihn zwang, von weiteren Besteigungen abzusehen. Ganz leer ging aber auch er nicht aus, gehörte er doch zu den Erstbesteigern des Kaltasal.

Guntram Koller

Mit Jahrgang 1970 war der Chemie-Doktorand Guntram Koller das jüngste Teammitglied, zusammen mit Michael Altorfer aber auch das aktivste. Auf sein Konto geht die Teilnahme an den Erstbesteigungen von Kaltasal, Kuxbulak, Tikjaylu und Aksaybax, dazu die Teilnahme am Versuch, den Sartax zu besteigen

Charlotte Steinmeier

Die zweite Frau im Expeditionsteam, Charlotte Steinmeier, ist eine erfahrene Bergsteigerin und in allem versiert, was das Zelten und Kochen in Schnee und Eis anbelangt. Sie hat Jahrgang 1960 und ist seit 1997 Mitglied des AACZ. Sie war auf der Expedition beteiligt an den Erstbesteigungen von Kaltasal, Aksaybax und Kuxbulak sowie am Besteigungsversuch des Sartax.

Das Expeditionsgebiet

Das Expeditionsgebiet befindet sich in Zentralasien. Politisch wird Zentralasien durch die ehemaligen Sowjetrepubliken Tadschikistan, Kasachstan, Kirgistan, dazu die Autonome Region Xinjiang in China gebildet. Das Gebiet, das auch Turkestan genannt wird, bildet eine kulturelle und ethnische Einheit, die auch durch die jahrzehntelange hermetische Schliessung der chinesisch-sowjetischen bzw. chinesisch-pakistanischen Grenze nicht zerstört wurde. Zentralasien wird von zum Teil noch heute nomadisierenden Turk-Völkern besiedelt: Tadschiken, Kirgisen, Kasachen und in China die Ackerbau betreibenden Uiguren.

Der chinesische Teil Zentralasiens ist Chinas nordwestlichste Provinz, die Autonome Region Xinjiang (auch: Chinesisch-Turkestan, Sinkiang). Xinjiang ist mit 1,65 Millionen Quadratkilometern die grösste «Provinz» der Volksrepublik China. Auf einem Sechstel der Gesamtfläche Chinas lebt jedoch nur etwa ein Vierzigstel der chinesischen Gesamtbevölkerung. Unter den (1984) 12 Millionen Einwohnern Xinjiangs ist das Turkvolk der Uiguren mit 5,64 Millionen die grösste Bevölkerungsgruppe. Kasachen, Kirgisen und Mongolen sind weitere Minderheiten, welche die Provinz neben den Han-Chinesen bevölkern. Xinjiang ist eine jener fünf Provinzen Chinas, die wegen ihres hohen Minderheitenanteils den Status einer Autonomen Region erhalten haben.

Der Südwesten Xinjiangs liegt am Schnittpunkt von fünf asiatischen Gebirgszügen: Tien Shan, Pamir, Hindukusch, Karakorum und Kunlun. Hier liegt auch ein bedeutender Knotenpunkt der historischen Seidenstrasse, in der Antike und im Mittelalter Handelsweg für chinesische Waren über Zentralasien nach Europa. Heute sorgt vor allem der in den achtziger Jahren auch für den Tourismus freigegebene Karakorum Highway über den rund 5000 m hohen Karakorum-Pass Kunjerab nach Pakistan für regen Personen- und Handelsverkehr. Die Öffnung der Grenze zur ehemaligen Sowjetunion lässt den Handelsverkehr auch in diese Richtung anwachsen. Die ehemalige Oase Kashgar ist ein altes Handelszentrum und war zu Zeiten des «Great Game» in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts das zwischen der Sowjetunion, Grossbritannien, dem kaiserlichen China und lokalen Potentaten umkämpfte und umworbene Zentrum des damals teilweise unabhängigen Xinjiang.

Nachdem Xinjiang in den Jahrzehnten des kalten Krieges von der nicht-chinesischen Aussenwelt weitgehend abgeschottet war, hat sich bereits in den achtziger Jahren eine Öffnung abzuzeichnen begonnen, die immer weitere Fortschritte verzeichnet. Mit der Auflösung der Sowjetunion und der Unabhängigkeit von Kasachstan, Turkmenistan, Kirgistan, Tadschikistan und Usbekistan begannen die alten, kulturell bedingten Verbindungen mit diesen Ländern Zentralasiens wieder zu funktionieren.

Daneben soll nicht verschwiegen werden, dass Xinjiang zu den Unruheherden in China gehört. Separatistische Bewegungen der uigurischen Bevölkerung machen regelmässig mit blutigen Anschlägen auf sich aufmerksam und kämpfen weitgehend im Untergrund gegen die Besetzung des Landes durch die Volksrepublik China. Diese ihrerseits antwortet mit drakonischen Strafen auf den Befreiungskampf und verstärkt insbesondere den Einwanderungsdruck. Der Anteil der Han-Chinesen an der Xinjianger Bevölkerung nimmt laufend zu.



Dem uigurischen Separatismus räumen Chinafachleute langfristig grösere Erfolgschancen ein als etwa einer Unabhängigkeit Tibets. Im Gegensatz zu Tibet, das politisch auf sich allein gestellt ist, können die Uiguren auf eine gewisse Unterstützung ihrer «Verwandtschaft» in den zentralasiatischen Republiken hoffen. Doch vorläufig scheint die chinesische Führung – auch nach dem Tod Deng Xiaopings – das Heft noch fest in der Hand zu haben.

Edgar Schuler

Die Berge im «Aksay»

Das eigentliche Expeditionsgebiet liegt auf $38,5^{\circ}$ bis 39° Nord und 74° bis $75,5^{\circ}$ Ost ungefähr auf der geographischen Breite von Lissabon. Es sind mehrere Varianten für die Benennung der Kette bekannt: Auf einer US-Aeronautik-Karte und im Times-Weltatlas heisst sie «King Ata Tagh». Laut der uns zur Verfügung stehenden sowjetischen Generalstabskarten wird der westliche Teil «King Tau», der östliche «Ulug Artagh» genannt. Die chinesische Karte des Nachbargebiets nennt den Namen «Kungey Mountain» für unsere Kette. Die Rekognoszierungsgruppe konnte trotz Kontakten mit der örtlichen Bevölkerung keinen Namen für die ganze Gebirgsgruppe feststellen. Die kirgisischen Gewärsleute nennen den oberen, westlichen Teil des Hochtals, das durch den Fluss Mushi gebildet wird, «Aksay», was weisse Ebene oder weisse Einöde bedeutet. Entsprechend wird der Gipfel, der das Tal im Nordwesten abschliesst, «Aksaybax» (ausgesprochen «Aksaybasch») genannt, kirgisch für «Ende der weissen Ebene». Auf Grund der unsicheren Angaben haben wir uns entschlossen, unserer Unternehmen nach der Aksay-Hochebene zu benennen.

Das zur Verfügung stehende brauchbare Kartenmaterial ist ausschliesslich sowjetischen Ursprungs. Diese Karten sind zurzeit, wenn auch meist nur unter grossen Schwierigkeiten und Lieferverzögerungen, über den einschlägigen Fachhandel erhältlich. Zur Verfügung stehen die Blätter UdSSR-Generalstabskarte 1:500000: Blatt J-43-a «Murgab» 1978, Blatt J-43-b «Kashgar» 1983; UdSSR-Generalstabskarte 1:200000, Blatt J-43-IX (ohne Jahrgang). Das Blatt 1:200000 erwies sich auf der Rekognosierung als grundsätzlich detailgenau. Die angegebenen Namen entsprachen indessen in der Regel nicht den Angaben der lokalen (kirgisischen) Bevölkerung. Auch hinterliess die Besteigung des Budunseltau durch die Rekognoszierungsgruppe gewisse Zweifel an der Genauigkeit der Höhenangaben. Die amerikanische aeronautische Karte ist nicht sehr detailliert und nennt kaum Namen, und wenn, keine richtigen (TPC G-7A, 1:500 000. Defense Mapping Agency, Aerospace Center, St. Louis, Missouri. Compiled March 1974, Revised December 1984). Eine sehr brauchbare chinesische Karte existiert vom südlichen Nachbargebiet, in dem die oft bestiegenen Kongur und Mustaghata liegen (The map of snow mountains in China. Kongur Tagh – Muztagh Ata, 1:100 000, Mi Desheng, Lanzhou Institute of Glaciology und Geology, Chinese Academy of Sciences. The Xi'an Cartographic Publishing House. Ohne Jahrgang).

Die folgenden Angaben beruhen in erster Linie auf den sowjetischen Karten, ergänzt durch die Beobachtungen der Rekognoszierungsgruppe. Beützt wurde ausserdem ein Werk aus chinesischer Literaturproduktion (Zhou Zheng and Liu Zhenkai. Footprints on the Peaks: Mountaineering in China. [Cloudcap] 1995).

Das Expeditionsziel liegt im Übergangsbereich des Pamir zum Kunlun. Die Kette zieht sich von der Ghez-Schlucht über etwa 100 Kilometer gegen Nordwesten. Die Gipfelhöhen bewegen sich in der Regel bis auf knapp 6000 Meter, Ausnahme ist der Chakragil im äussersten Osten der Kette mit 6760 Metern.

Wenige Kilometer südöstlich – auf der anderen Seite der Ghez-Schlucht und des Karakorum Highway – befinden sich die bekannten Gipfel Kongur (7719 m) und Mustaghata (7546 m), die zum Kunlun-Gebirge zu zählen sind,

das sich von da aus 2500 Kilometer gegen Osten hinzieht und die nördliche Begrenzung des Hochlands von Tibet darstellt. Östlich unseres Gebiets verläuft die chinesisch-tadschikische Grenze. Im tadschikisch-kirgisischen Grenzgebiet liegen die bekannten Pamir-Gipfel Pik Kommunismus und Pik Lenin. Es dürfte ein Streitpunkt sein, ob die Kette noch dem Pamir zuzurechnen ist oder der Kunlun-Kette. Zheng/Zhenkai zählen sie zum Kunlun. Nimmt man die Ghez-Schlucht als Grenze zwischen den Gebirgszügen an, ist das Expeditionsgebiet zu den östlichsten Ausläufern des Pamir zu zählen.

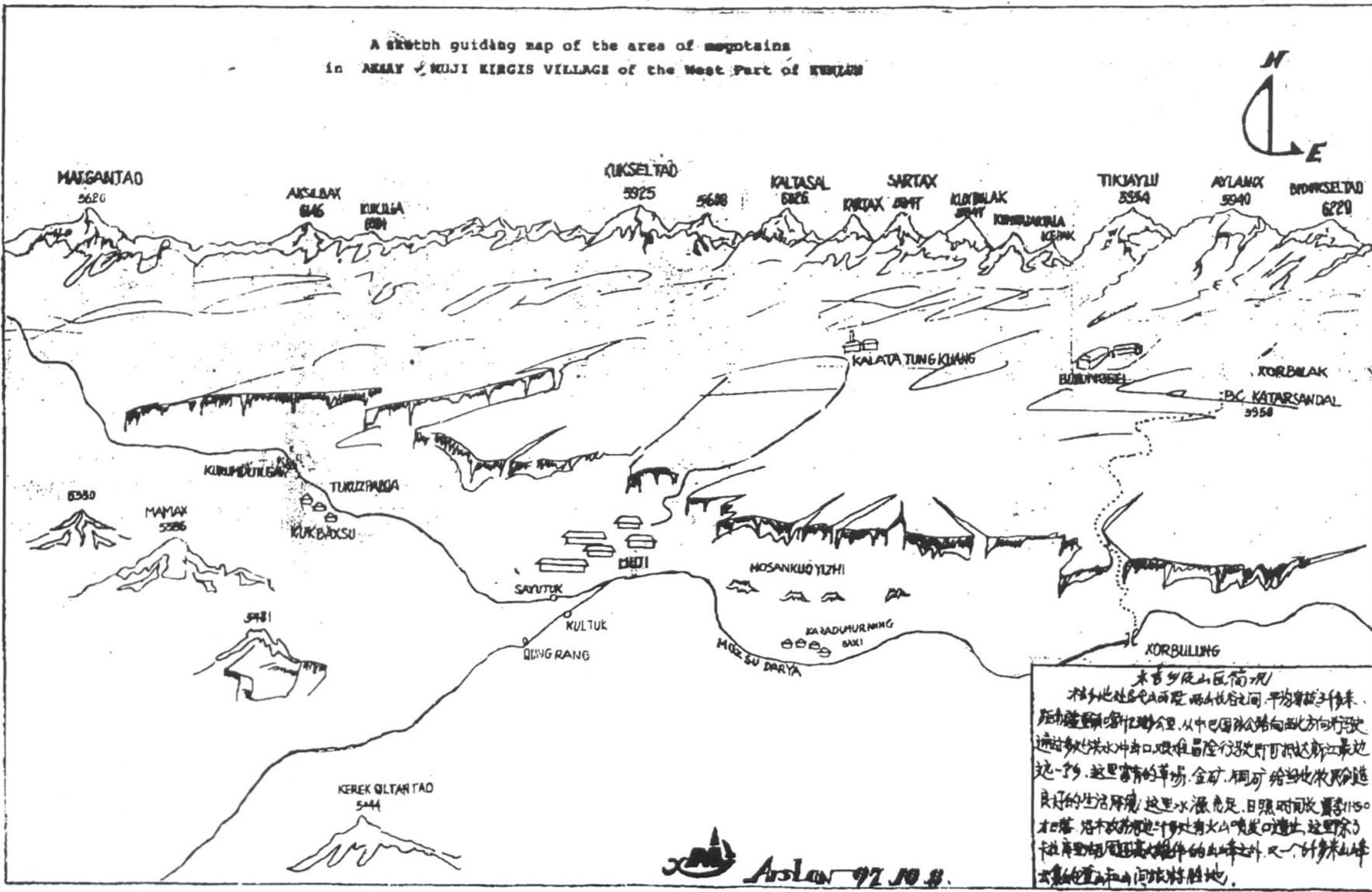
Der Talgrund des durch den Fluss Mushi gebildeten Tales liegt auf rund 3400 bis 3900 Metern über Meer. Das Tal zieht sich, ebenfalls rund 100 Kilometer lang, vom Karakorum Highway oberhalb der Ghez-Schlucht beim Bulun Kul (Bulun-See) in nordwestlicher Richtung zur chinesisch-tadschikischen Grenze. Auf den ersten rund 50 Kilometern Strecke ist der Talboden maximal 5 Kilometer breit, im Nordosten begrenzt durch den östlichen Teil der Kette (Ulug Artagh). Es folgt ein Engnis, dass sich dann zur Aksay-Ebene hin öffnet. Die Ebene auf 3500 bis 3900 Metern über Meer ist rund 50 Kilometer lang und misst an der breitesten Stelle wohl rund 20 Kilometer. Ihr Abschluss ist der nordöstliche Teil der Kette. Eine Siedlung rund 60 km vom Bulun Kul, dem Bulun-See, heisst ebenfalls Mushi. Das Dorf bildet so etwas wie das Verwaltungszentrum des Tales. Die offiziellen Stellen der chinesischen Polizei und Armee befinden sich hier.

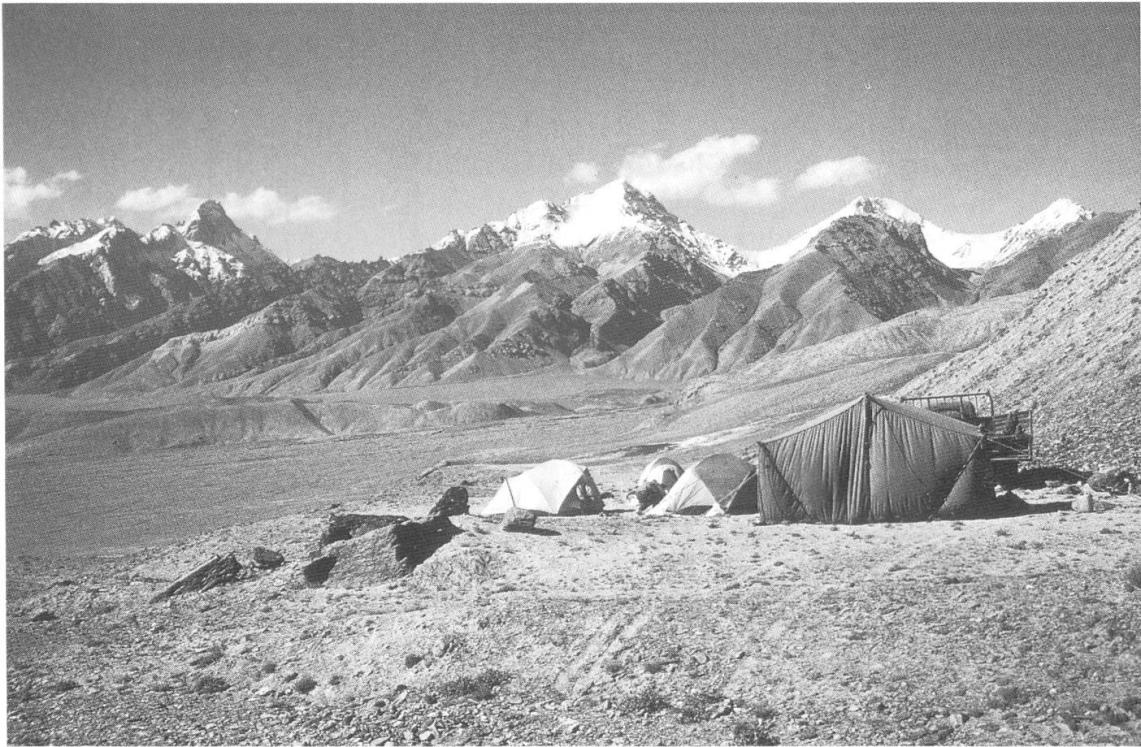
Der Ulugart-Pass auf 5109 Metern Höhe führt aus der Aksay-Hochebene nach Nordosten in das Trockengebiet, das bis nach Kashgar reicht. Der Pass ist den Einheimischen als Verkehrsweg nach Upal und Kashgar bekannt. Er teilt die Kette in eine südöstliche und eine nordwestliche Hälfte. Die beiden etwa gleich grossen Gebirgsteile entsprechen der Unterteilung auf der sowjetischen Karte in die Ketten King Tau und Ulug Artagh.

Entsprechend der geographischen Lage und der Höhe über Meer ist die Landschaft in der Aksay-Hochebene trocken und karg. Es dominieren baumlose Erosions- und Schwemmlandformen. Weisse Rückstände, offenbar von stark mineralhaltigen Quellen, sind an vielen Stellen gut sichtbar und haben der Ebene möglicherweise den Namen gegeben. Grün sind – wenigstens im Juli – nur ein schmaler Streifen entlang des Flusses Mushi und ein paar wenige oasenartige Grünflächen, auf denen sich zahllose Mücken tummeln und den Einheimischen und Besuchern das Leben schwer machen. Praktisch alle Flüssigkeit kommt im Sommer als Schmelzwasser von den umliegenden Schnee- und Eisbergen.

Am Fluss Mushi befinden sich abgesehen von der ausgebauten Ortschaft mit demselben Namen zahlreiche Siedlungen aus Lehmhäusern und Jurten. Gemäss uneinheitlichen Angaben von Einheimischen bewohnen mehrere tausend Menschen das Tal. Es sind offenbar ausnahmslos Kirgisen, entsprechend gehört das Gebiet zum sogenannt autonomen kirgisischen Teil Xinjiangs. Die Kirgisen leben hier noch immer teilweise als Nomaden. Nach Angaben von Einheimischen ziehen sie im Jahr viermal um. Daher röhren auch die scheinbar verlassenen Lehmhäuserniedlungen auf der Ebene: Es handelt sich um die im Jahreslauf wechselnd besiedelten Dörfer. Die Kirgisen halten sich Reitpferde, Schafe, Ziegen und Jaks, die auf dem Gras am Flussufer weiden. Frei auf der steinigen Ebene bewegen sich Kamele, die offenbar aber auch zum Haustierbestand der Kirgisen gehören. Die Tierfalle, die wir beim Aufstieg zum Aksaybax gefunden haben und die

Ansichtsskizze der Aksay-Gipfel von Arslan Ursup auf der Rekognoszierung aufgenommen.





Das Basislager der Rekognoszierungsgruppe 1997. Links im Hintergrund Sartax, in der Mitte Kuxbalak.

Begegnung mit einem bewaffneten Einheimischen zeigen, dass auch die Jagd zu den Beschäftigungen der Bevölkerung gehört. Ein Dorfbewohner erzählte, dass er mit Schafwolle Handel betreibt. Für den Handel verfügen die Einheimischen über Fahrzeuge, zumeist alte chinesische Militärlastwagen. Wohl auf Grund der Militärpräsenz, die sich durch die Grenznähe erklärt, und einer kleinen Mine führt eine einigermassen unterhaltene Schotterstrasse in das Tal, eine Telefonleitung stellt die Verbindung zur Aussenwelt sicher.

Die Dorfbewohner sind ausnahmslos westlich gekleidet. Anzug mit Jacke und Bundfaltenhose in einem Wollstoff sind üblich. Dazu tragen manche Einheimischen den traditionellen kirgisischen Hut, den Kalpak aus weissem, besticktem Filz, manche, vor allem ältere Männer, auch andere traditionell wirkende Kopfbedeckungen. Die Frauen tragen Röcke und Kleider, in denen die Farbe Rot dominiert, dazu Kopftücher und Schmuck.

Expeditionsberichte aus dem uns speziell interessierenden Gebiet sind rar. Vor allem die nahegelegenen Gipfel Mustaghata (Erstbesteigung 1956, Skierstbesteigung 1980) und Kongur (Erstbesteigung 1981, Chris Bonington) sind das Ziel zahlreicher, auch kommerzieller Expeditionen. Der Mustaghata gilt als «leichtester Siebtausender» und wird oft auf Skis bestiegen. Die beiden Berge haben die Kunlun-Kette berühmt gemacht. Eric Shipton hat 1948 einen Besteigungsversuch des östlichsten Gipfels, Chakragil (6760 m), von Norden unternommen. Laut Zheng/Zhenkai wurde der Chakragil 1988 von einer japanischen Expedition erstbestiegen. 1995 wagte sich nach Angaben von XMA eine japanische Expedition aus Fukuoka an den Chakragil, ohne allerdings den Gipfel erreicht zu haben. Näheres war nicht in Erfahrung zu bringen. Die einschlägigen alpinistischen Archive bestätigen lediglich die Besteigung des Chakragil, erwähnen allen-

falls noch den Aksaybax, aber ohne Besteigungsversuche oder Besteigungen zu nennen.

Mit Ausnahme des Chakragil weist der östliche Teil der Kette (Ulug Artagh) laut Karte keine Gipfel über 6000 m auf. Auf der Rekognoszierung erwies er sich auch optisch als weit weniger interessant als der westliche Teil (King Tau). Die Rekognoszierung konzentrierte sich denn auch auf diesen Gebirgszug, der die nördliche Begrenzung der Aksay-Hochebene bildet, namentlich auf die Kette zwischen Budunseltau (6220 m) und den Talabschluss beim Aksaybax (6146 m).

Das Rekognoszierungsteam konnte mit Hilfe von Ursup Arslan, Verbindungsoffizier der XMA, die folgenden Gipfel am Hauptkamm der Kette identifizieren. Die Namenangaben beziehen sich auf die russische Generalstabskarte bzw. sind mündlich durch die Einheimischen mitgeteilt und von Ursup Arslan in seine Skizze aufgenommen worden:

Nr.	Kote	Russisch (Umschrift)	Kirgisisch
1.	5620 m	Kondschilsatau	Margantao
2.	5620 m	—	—
3.	5470 m	—	—
4.	6146 m	Aksaybasch	Aksaybax
5.	6084 m	—	Kukjlga
6.	5245 m	—	
7.	5925 m	Tschon-Seltau	Kukseltao
8.	5608 m	—	—
9.	5824 m	—	—
10.	6026 m	—	Kaltasal
11.	Ohne Kote	—	—
12.	Ohne Kote	—	Kartax
13.	5847 m	—	Sartax
14.	5570 m	—	—
15.	Ohne Kote	—	—
16.	5847 m	—	Kuxbulak
17.	Ohne Kote	Kiakmintschitau	Kumnazertala
18.	Ohne Kote	—	Kepax
19.	5954 m	—	Tikjaylu
20.	5940 m	—	Aylanix
21.	Ohne Kote	—	—
22.	Ohne Kote	—	—
23.	5998 m	—	—
24.	Ohne Kote	—	—
25.	5135 m	—	—
26.	Ohne Kote	—	—
27.	6220 m	Budunseltau	Budunseltau

Edgar Schuler

Ablauf der Expedition

Expedition

1	Dienstag	7. Juli	Flug Zürich–Istanbul–Bishkek
2	Mittwoch	8. Juli	Transport Bishkek–Son-Kul
3	Donnerstag	9. Juli	Son-Kul, Akklimatisierung
4	Freitag	10. Juli	Transport Son-Kul–Tash Rabat
5	Samstag	11. Juli	Tash Rabat, Akklimatisierung
6	Sonntag	12. Juli	Tash Rabat, Akklimatisierung
7	Montag	13. Juli	Transport Tash Rabat–Torugart–Kashgar
8	Dienstag	14. Juli	Kashgar
9	Mittwoch	15. Juli	Transport Kashgar–Kirgisendorf
10	Donnerstag	16. Juli	Transport Kirgisendorf–Basislager,
11	Freitag	17. Juli	
bis			Expeditionstouren
24	Mittwoch	29. Juli	
25	Donnerstag	30. Juli	Transport Basislager–Kirgisendorf–Kashgar
25	Freitag	31. Juli	Kashgar,
26	Samstag	1. August	Kashgar, Abschlussnachtessen
27	Sonntag	2. August	Kashgar, Sonntagsmarkt

Anschlussprogramm: Rückreise (Michael und Edgar)

27	Sonntag	2. August	Flug Kashgar–Urumqi
28	Montag	3. August	Besuch bei XMA, Flug Urumqi–Almaty
29	Dienstag	4. August	Almaty
30	Mittwoch	5. August	Flug Almaty–Istanbul–Zürich

Anschlussprogramm: Xinjiang (Guntram und Klaus)

27	Sonntag	2. August	Flug Kashgar–Urumqi
28	Montag	3. August	
bis			Sonderprogramm Xinjiang (XMA)
35	Sonntag	9. August	
36	Montag	10. August	Flug Urumqi
37	Dienstag	11. August	Almaty
38	Mittwoch	12. August	Flug Almaty–Istanbul–Zürich

Anschlussprogramm: Mustaghata (Charlotte, Monika, Noldi und Walter)

28	Montag	3. August	Kashgar
29	Dienstag	4. August	Kashgar–Karakul–Mustaghata-Basislager
30	Mittwoch	5. August	
bis			Mustaghata
36	Dienstag	11. August	
37	Mittwoch	12. August	Mustaghata-Basislager–Karakul
38	Donnerstag	13. August	Karakul–Kunjerab
39	Freitag	14. August	
bis			Kunjerab–Islamabad
41	Sonntag	16. August	
42	Montag	17. August	Flug Islamabad–Karachi
43	Dienstag	18. August	Flug Karachi–Istanbul–Zürich

Erstbesteigungen und Versuche

«We Happened to Climb the Highest Peak» – Budunseltau 1997

*Budunseltau 6220 m; 39° 7' Nord, 74° 41' Ost. Besteigung am 17. Juli 1997;
Teilnehmer: Michael Altorfer, Klaus Minges, Edgar Schuler.*

Nachdem wir uns während rund einer Woche auf über 4000 m akklimatisiert haben, fühlen wir uns gut vorbereitet, um im Rahmen der Rekognosierungstour eine Gipfelbesteigung zu wagen. Der Budunseltau drängt sich als erstes Ziel aus verschiedenen Gründen auf: Eine anscheinend leichte Aufstiegsroute führt über den Südwestrücken, der direkt zum Gipfel führt, die leicht vorgelagerte Position ermöglicht einen guten Einblick in die gesamte Bergkette zwischen Budunseltau und Aksaybax, und der Budunseltau ist der höchste Berg in dieser Region.

Wir haben aus diesen Gründen auf einer der Vorbereitungstouren auch bereits einen möglichen Biwakplatz ausgesucht. Ohne grosse Ambitionen und auf gut Glück ziehen wir los. Mal sehen, ob es klappt. Zumindest an Essen wird es uns nicht mangeln. Wayne, der Übersetzer, hat sich um uns gesorgt, als er gehört hat, dass wir die nächste Nacht nicht im Basislager verbringen werden. Unsere Rucksäcke sind vollgestopft mit Proviant, und wenn wir den Gipfel nicht erreichen sollten, dann sicher, weil unsere Rucksäcke zu schwer sind.

Wir kommen gut voran und stapfen im weichen, aber trittfesten Gelände die rundlichen, langgezogenen Rücken empor. Aus der Ferne beobachtet uns ein Tier, das unserem Steinbock ähnlich sieht. Wir finden eine Route, auf der wir beinahe ohne Unterbruch immer an Höhe gewinnen. Die zahlreichen runden Rücken vereinigen sich je näher wir zum Gipfel vorrücken, bis am Schluss nur noch der Hauptrücken zum Gipfel führt. Kurz vor unserem



Das Basislager der Expedition 1998 mit dem Budunseltau im Hintergrund.

Biwakplatz erreichen wir erste Schneefelder. Ein weiterer Kraftakt noch im weichen Schneehang, der dank der guten Eisunterlage nur mit Steigeisen begehbar ist, und wir erreichen unser Tagesziel, das Biwak am Fusse des Gipfelgletschers. Alle haben wir dasselbe Ziel: Weg mit dem Rucksack!

Damit wir unser Zelt auf einer einigermassen ebenen Grundlage errichten können, betätigen wir uns als Bauarbeiter und planieren ein paar Quadratmeter mit Hilfe unserer Pickel und der Schneeschaufel. Kein leichtes Unterfangen bei akutem Sauerstoffmangel. Aber das Resultat lässt sich sehen. Der flache Untergrund wird uns zu einem «tüüfä, gsundä Schlaaf» verhelfen. Zuerst aber verwöhnt uns Edgar mit seinen Kochkünsten. Klaus studiert die Dampfgeysire, die aus der Hochebene emporsteigen, und wir geniessen den Sonnenuntergang. Ein weiterer Bilderbuchtag geht zu Ende, und morgen werden wir den höchsten Gipfel in Angriff nehmen. Was für eine Show, wenn es uns gelingen würde, den Gipfel zu erreichen (oder würden uns die anderen Expeditionsmitglieder dieses Vorpreschen übelnehmen?).

Bereits um fünf Uhr in der Früh sind wir unterwegs. Nach wenigen Metern erreichen wir den Gipfelgletscher. Der Schnee ist hart und trägt, aber Edgar und ich seilen uns trotzdem an. Der Aufstieg ist technisch sehr einfach. Die Bedingungen sind ideal. Kaum Wind, klare Sicht, wenig Sonne zu dieser Zeit. Wir kommen gut voran, und der Weg ist offensichtlich. Wir haben eine herrliche Aussicht, zum ersten Mal auch in Richtung Nordost. Der Chakragil und der Kongur sind gut sichtbar, ebenso die Schanze des Mustaghata. Alles Berge, die den Budunseltau noch überragen. Doch sie sind in weiter Ferne. Hier in der Region gibt es nichts, das die Sicht beeinträchtigt, und wir sind in einem Meer von Gletscherplateaus, Spalten, Schneefeldern, und überall fallen die Wände steil nach Norden ab. Der Budunseltau scheint eine geologische Grenze darzustellen. Im Westen erheben sich scharfkantige Berge, im Osten sind es langgezogene Rücken, nicht weniger hoch und nicht weniger vereist, aber sanfter und weniger bedrohlich. Der runde Rücken führt uns tatsächlich auf den Gipfel. Aber der Gipfelanstieg trügt. Der Rücken wird immer flacher, aber zum Gipfel ist es noch weit. Welches ist überhaupt der Gipfel? Meine Kräfte lassen bedenklich nach. Seit wir eine Höhe von etwa 5800 Meter erreicht haben, fühle ich mich schwach. Ein hoher Puls steht im krassen Gegensatz zu meiner unendlich langsamen Gangart. Wäre da nicht Edgar, der unermüdlich vorwärts stapft, ich hätte mich wohl längst für den Rest der Tour in den Schnee gesetzt. Auch Klaus hatte seine schwachen Minuten, doch seit der Gipfel in Griffnähe gerückt ist, sind seine Kräfte zurückgekehrt, und er scheint spielend voranzukommen. Dann haben wir es geschafft. Wir sind auf dem höchsten Punkt. Der Höhenmesser will zwar nicht bestätigen, dass es 6220 m sind, aber wen kümmert das schon. Edgar und ich überprüfen, ob einer der Nebengipfel höher ist. Nichts da, alles niedriger. Hey, wir haben es geschafft! Natürlich lassen wir es uns nicht nehmen, die herrliche Aussicht von Kongur bis Aksaybax zu geniessen, auch wenn wir auf dem Rückweg für dieses Verweilen büßen müssen.

Der Schnee ist mittlerweile weich geworden. Knie- bis hüfttief sinken wir ein, und wir pflügen uns in der sengenden Sonne durch den Schnee. Auch Klaus will nun in die Seilschaft aufgenommen werden. Bei diesem weichen Schnee sind die Gletscherspalten doch nicht zu verachten. Es war so schön und jetzt diese Kämpferei. Das nächste Mal werden wir mit Schneeschuhen wiederkommen. Mit letzter Kraft erreichen wir den Gletscherrand und



Edgar Schuler, Michael Altorfer und Klaus Minges im Biwak am Budunseltau 1997.

unser Biwak, werfen den Rucksack weg und verschwinden im Zelt. Es dauert über eine Stunde, bis einer von uns wieder ein Lebenszeichen von sich gibt. Wasser, ich habe Durst! Nach weiteren 15 Minuten kann ich mich überwinden, im nahegelegenen Bächlein Wasser zu holen. Kaum zurück, schlafe auch ich wieder ein. Der Kopf von Klaus ist doppelt so gross wie normal. Seine Kopfschmerzen scheinen kaum erträglich. Doch wir wollen und müssen den Abstieg ins Basislager unter die Füsse nehmen. Wir müssen unserem Koch und dem Verbindungsoffizier Mr. Arslan von der Erstbesteigung des Budunseltau berichten, und seine einmaligen Kochkünste geniessen.

Klaus hat beim Abstieg den besseren Riecher. Er folgt der Aufstiegsroute und erreicht so in weniger als zwei Stunden die Hochebene. Edgar und ich versuchen eine Abkürzung und landen prompt in der einzigen steinigen Schlucht weit und breit. Wir folgen dem Bachbett und stehen unvermittelt vor einem Wasserfall. Mit Glück gelingt es uns, auf der Seite durch leichte Kletterei dem Felsabsturz auszuweichen und in das kühle, erfrischende und schattige Tal abzusteigen. Durch eine enge Schlucht erreichen wir die Hochebene und sind kurz darauf zurück im Basislager.

Michael Altorfer

Kaltasal – der zentrale 6000er in der Aksaykette

*Kaltasal 6026 m; 39°14' Nord, 74° 31' Ost. Besteigung am 20. Juli 1998;
Teilnehmer: Michael Altorfer, Arnold Barmettler, Walter Giger, Guntram
Koller, Klaus Minges, Edgar Schuler, Charlotte Steinmeier.*

Während unserer Akklimationstouren im grünen Tien Shan in Kirgistan hatten wir ausführlich darüber diskutiert, welche Ziele jeder von uns im Laufe der Expedition anpeilen würde. Dabei wurde klar, dass die gemeinsame Erstbesteigung eines Sechstausenders einen grossen Stellenwert einnahm. Zu diesem Zwecke anerbte sich der in der Mitte der Aksaykette gelegene Kaltasal als ideales Objekt. Vom Kirgisendorf aus und während unseres kurzen Abstechers zum Militärposten in Mushi wurde klar, dass ein Aufstieg über die Kaltasal-Westflanke durchaus möglich sein könnte. Weit auseinander gingen jedoch die Meinungen, wie viele Biwaks dafür eingerichtet werden sollten. Am ersten Tag nach dem Erreichen des Basislagers brachen wir mit dem Material für ein erstes Biwak auf. Zuerst wanderten wir eine gute Stunde durch die ebene Wüste bis zum Beginn des eigentlichen Aufstieges in Richtung des westlich vom Kaltasal herabziehenden Tales. Durch kleine Tälchen gelangten wir rasch höher, bis wir durch eine tief erodierte Geröllschlucht nach rechts abgedrängt wurden. Auf ca. 4400 m öffnete sich dann eine Ebene etwa halb so gross wie der Örtliboden bei der Windgällenhütte. Wir nannten diesen Ort den Fussballplatz, deponierten den Hauptteil unseres Gepäckes und stiegen über Moränengelände bis zum Gletscherbeginn auf knapp 5000 m. Hier merkte ich nun deutlich das verminderte Sauerstoffangebot, wir waren immerhin schon höher als der Gipfel des Mont-Blanc. Erst am späteren Nachmittag kehrten wir um und stiegen wieder zum Basislager ab.

Am nächsten Tag stiegen wir in zwei Gruppen wieder hinauf zum Fussballplatz, übten den Gebrauch der Funkgeräte, und ich selber wurde in Bezug auf meinen Orientierungssinn kurz gefordert. Ebenfalls einem Funktionstest unterzogen wir den Überdrucksack (Sertec-Bag), trotz der Abwesenheit unserer Ärztin, die wegen Magen- und Darmproblemen im Basislager zurückgeblieben war. Nach einer Nacht mit starkem Wind stiegen wir am folgenden Vormittag weiter auf und errichteten am Gletscherende auf 5100 m ein zweites Biwak. Die für die Besteigung des Kaltasal zu



Das Expeditionsteam am Gipfelaufschwung des Kaltasal.

wählende Route erschien recht klar. Edgar und Muchi legten bereits eine Spur in den Kaltasal-Westhang, während Guntram noch einen kurzen Ausflug in die andere Richtung unternahm. Alle fühlten sich recht gut, und einem Weiteraufstieg am nächsten Morgen stand nichts im Wege. In gutem Trittfirn ging es zuerst direkt durch die Westflanke hinauf und dann quer nach links auf eine Schulter im Nordwestgrat. Mittlerweile waren die Positionen in unserem Bergsteigerfeld ziemlich klar bezogen worden. Vorne spürte Edgar, gefolgt von Guntram, Muchi, Charlotte und Klaus, dann mit einigem Abstand Noldi und zuletzt auf dem Seniorenplatz ich selber. Mir ging es jedoch ganz gut, denn dank der genügend langsam Akklimatisierung spürte ich kein Kopfweh. Dennoch ging mein Atem immer kürzer und der Puls immer höher. Ich hatte auch nicht die Nerven, genügend langsam zu gehen. Deshalb geriet ich immer wieder in den roten Bereich bzw. ausser Atem und musste stillstehen, um wieder zu normalerem Puls zurückzukehren. Trotzdem ging es stetig aufwärts, und mit einigem Rückstand erreichte auch ich den 6000er-Gipfel. Herrliches Wetter und angenehme Bedingungen ermöglichten uns eine gemütliche und verhältnismässig lange Gipfelrast. Dazu gehörte auch die Aufnahme der obligaten Gruppen-Gipfelfotos inklusive Schweizer und Zürcher Fähnchen. Beeindruckend war die grosse Zahl der rundherum aufragenden Gipfel, zu denen auch die kommenden Zielgipfel Sartax und Aksaybax gehörten. Aus dem fernen Tadschikistan liessen einige Pamirberge grüssen. Vielleicht gehörte auch der Pik Lenin dazu. Wir freuten uns enorm über den gemeinsamen Gipfelerfolg. Schade war, dass Monika nur via Funk daran teilhaben konnte.

Beim Abstieg sorgte die stechende Sonne für eine zunehmende Erwärmung, was im oberen Teil noch recht angenehm war. Spätestens aber beim zweiten Biwak mussten wir eine drückende Hitze erdulden. Wir brauchten einige Überwindung, unsere Zelt abzubrechen und abzusteigen. Die schnellere Gruppe kehrte direkt zum Basislager zurück, wobei sich Guntram noch eine Sonderauszeichnung als Träger des Sertec-Bags holte. Zusammen mit Klaus und Noldi verbrachte ich nochmals eine, diesmal ruhigere Nacht im ersten Biwak, auch in der Hoffnung auf eine weitere Steigerung der Anzahl roter Blutkörperchen.

Herrlich war dann der Genuss des chinesischen Bieres, mit dem wir anderntags im Basislager auf unseren Gipfelerfolg anstoßen konnten. Weniger Begeisterung löste der zum Nachtessen offerierte chinesische Wein aus. Auch eines der Hühner wurde geopfert, wobei wir allerdings nicht so recht wussten, wo eigentlich das Hühnerfleisch hingekommen war.

Walter Giger

Kuxbulak – Erfolg im zweiten Anlauf

*Kuxbulak 5847 m; 39° 12' Nord, 74° 37' Ost. Besteigung am 22. Juli 1998;
Teilnehmer: Michael Altorfer, Guntram Koller, Monika Müller, Charlotte Steinmeier.*

Auf der Anreise ins Aksay-Tal mussten wir uns bei den Behörden in der Ortschaft Mushi registrieren lassen und hatten dort genügend Zeit, uns die ganze Kette im Überblick von weitem anzuschauen. Ein Berg fasizierte mich besonders, er hiess Kuxbulak, den wollte ich gerne besteigen.

Wegen einer Magen-Darm-Grippe musste ich drei Tage das Basislager hüten, während alle anderen den Kaltasal erstbestiegen. Nach der Rückkehr vom Kaltasal waren Guntram, Muchi und Charlotte schon wieder voller Tatendrang und wollten sofort zum Kuxbulak aufbrechen. Da wollte ich mitgehen, aber ich wusste natürlich, dass die anderen fitter und besser akklimatisiert waren als ich. Würde ich es schaffen?

Am Nachmittag des 21. Juli machen wir uns auf den Weg, überqueren die Ebene und erreichen nach knapp anderthalb Stunden den Fuss des Berges. Der Aufstieg über die endlosen Schotterhänge erweist sich als viel angenehmer, als ich zuerst befürchtete, denn der Schotter ist unbeweglich. Während des Aufstieges sinkt die Sonne immer tiefer und taucht die ganze Landschaft in ein wunderschönes Licht, wir können uns kaum satt sehen. Dann beginnt es kalt zu werden, die anderen gehen schneller und errichten das Biwak auf ca. 4900 Metern, ich kann mich nur noch beim Steinesuchen für die Verankerung beteiligen. Guntram, Muchi und ich schlafen zu dritt im Zweierzelt, Charlotte im Biwaksack (Gewichtsoptimierung). Ich spüre das Blut pochen in meinem Kopf, überstehe jedoch die erste Nacht auf dieser Höhe gut.

Es schneit einige Zentimeter in der Nacht, und wir wundern uns über die gute Laune von Charlotte, die sich freut, dass sie trotz Schneegestöber eine warme Nacht in ihrem Biwaksack verbrachte. Beim Aufstieg merke ich deutlich, dass die Luft dünner geworden ist. Der Neuschnee bewirkt eine äusserst mühsame Stollenbildung an den Schuhen, was das Gehen noch anstrengender macht. Nachdem wir die obere Furgge erreicht haben, übernimmt Guntram definitiv die Führung. Er stapft unentwegt die Rippe hoch und legt die Spur in den steilen Trittschnee. Unter der Wächte wird es immer steiler, und während wir uns Schritt für Schritt hochkämpfen, hackt Guntram eine Vertiefung in die Wächte, den «Guntramschen Durchstich». Oben angekommen, hüllt uns Nebel ein, doch der Weg ist eigentlich klar, darum gehen wir weiter. Wenig später werden wir durch ein Surren in unseren Kapuzen auf die Spannung in der Luft aufmerksam.

Wir treten den Rückzug an. Sobald wir das steilste Stück hinter uns haben, setzt sich Charlotte vor mir auf den Hosenboden und rutscht die Schneeflanke runter. Das geht schnell und macht Spass, also nichts wie hinten nach. Wir rappeln uns wieder auf, und während wir verschnaufen, kommt die Sonne zwischen den Wolken hervor, und es reisst auf. Wir machen lange Gesichter, denn durch den Abstieg und die Rutschpartie haben wir gut 200 m Höhe verloren, dabei hatten uns auch nur noch etwa 200 m bis zum Gipfel gefehlt. Wir diskutieren über einen erneuten Aufstieg.

Ich bin nicht sicher, ob ich dazu noch genug Kraft habe. So schlage ich den anderen vor, sie sollen vorausgehen, damit wenigstens sie den Gipfel

sicher erreichen. Ich würde in meinem eigenen Tempo nachkommen und eventuell früher umkehren.

Der Abstand vergrössert sich langsam, und bei der Furgge verschwinden die drei aus meinem Blickfeld. Obschon sich die Sonne wieder versteckt hat, nimmt die Stollenbildung unter den Steigeisen zu, plötzlich rutsche ich auf dem Schneekissen unter meiner Sohle aus. Damit habe ich nicht gerechnet! Verdutzt befindet sich nun wieder nur wenig oberhalb des Endpunktes unserer ersten Rutschpartie. Verärgert denke ich ans Umkehren. Da kommt die Sonne erneut hervor und lacht mich aus. Ich schaue hoch, denke an meinen Wunsch, diesen Berg zu besteigen, und wie nahe ich diesem Ziel eigentlich schon bin. Also stapfe ich wieder los, Schritt für Schritt, nun will ich es schaffen. Die Spur hat sich mit Triebsschnee gefüllt, dadurch werden die Stollen immer grösser, ich rutsche noch einmal, diesmal jedoch nicht weit, weil ich darauf gefasst bin. Daraufhin lege ich meine eigene Spur rechts von der ursprünglichen, das ist zwar anstrengender, aber sicherer.

Geschafft, nun sitze ich oberhalb des Durchstichs und sehe die anderen weit vor mir. Kurz nach unserem Umkehrpunkt hüllt mich wieder Nebel ein. Unbeirrt folge ich der Spur, bin erstaunt, wie viele Kräfte sich noch in mir verborgen halten. Der Weg scheint endlos, vor mir liegt nur die Spur und das weisse Nichts. Doch wo ist der Gipfel? Frustriert bleibe ich einen Moment stehen, um Atem zu schöpfen, da erkenne ich eine Gestalt im Nebel. Ich rufe, es ist Charlotte, sie ist gerade zum Abstieg aufgebrochen. Neben der Erleichterung spüre ich nun auch die Erschöpfung. Wir gehen die letzten 50 Meter zum Gipfel, wo wir alle vier im Nebel stehen, der nur ab und zu ein wenig aufreisst und einen Blick aufs Tal frei gibt. Die Freude, es geschafft zu haben, und die Erleichterung, nun wieder bei den anderen zu sein, geben mir neue Kraft.

Auf dem Abstieg graupelt es, die Sicht wird miserabel, und die Spuren verschwinden langsam. Wir jagen abwärts, um nicht von einem Whiteout auf dem Gletscher gefangen zu werden, und kriechen eine knappe Stunde später ins Zelt, verschwitzt, ausser Atem, total durstig und froh. Das Gewitter zieht vorbei, wir brechen das High Camp ab, und beflügelt vom Gedanken an eine salzige Suppe und ein gutes Nachtessen machen wir uns an den Abstieg über die weiss überpuderten Schotterhänge dem Basislager entgegen.

Monika Müller

«Der Schönste von allen» – Tikjaylu

*Tikjaylu 5954 m; 39° 11' Nord, 74° 39' Ost. Besteigung am 26. Juli 1998;
Teilnehmer: Michael Altorfer, Guntram Koller.*

Der Tikjaylu lockt schon von weitem. Er ist weder der höchste noch der schwierigste Berg in der Kette zwischen Aksaybax und Budunseltau, aber aufgrund meines subjektiven Empfindens ist es der schönste. Die nach Westen steil abfallende Flanke steht im kraftvollen Kontrast zu dem nach Süden auslaufenden Gletscherplateau, das sich bis auf 5994 m zu dem Doppelgipfel des Tikjaylu hochzieht und den Anfang einer sich nach Norden erweiternden Gruppe harmonischer Schneeberge bildet. Dieser optischen Attraktivität ist es zuzuschreiben, dass ich mich dazu verleiten lasse, dem ungebremsten Tatendrang von Guntram zu folgen und vor dem Aufstieg zum Aksaybax noch eine Schottertour in Angriff zu nehmen.

Natürlich wissen wir wie bei all diesen Erstbesteigungen nicht genau, welcher Weg zum Ziel führen wird. Der Anfang ist allerdings einfach. Der Marsch durch die Hochebene zum Fusse der Bergkette ist mittlerweile zur Routine geworden. Doch die Wassermassen des Budunsel-Flusses stellen uns bereits zu Beginn auf die Probe. Immer wieder zwingt uns der Fluss, in die Schotterwände auszuweichen. Trittsicherheit und ein gutes «Gspüri» für die Festigkeit der im losen Moränenkonglomerat verankerten Steinklumpen sind Voraussetzung dafür, dass keiner von uns mit dem schweren Rucksack in die 10 bis 20 Meter tiefer unten reissenden Fluten abstürzt. Nach rund 2 Stunden ist definitiv Schluss. Der Fluss drängt sich an eine rund 50 Meter hohe Steilwand, so dass auch für schlanke Bergsteiger kein Durchkommen mehr möglich ist. Zeit für uns, das Nachtessen vorzuziehen und ein «Mountainhouse»-Feinschmeckermenü zu verschlingen.

Monika und Noldi sind rund drei Stunden hinter uns. Ihr bergsteigerisches Ziel ist der Aylanix, das kurzfristige Ziel aber ist unser Kocher. Per Funk bereiten wir sie auf die zu erwartenden Schwierigkeiten am Fluss vor. Sie entscheiden sich, den Fluss zu überqueren, um auf der offeneren, gegenüberliegenden Seite besser voranzukommen. Weil wir nicht länger warten können, ohne unseren Anstieg in die Nacht zu verlegen, fliegt der Kocher am vereinbarten Ort über den Fluss, und Guntram und ich pirschen uns an den Tikjaylu heran. Wir verlassen das Haupttal und wühlen uns in den Geröllhalden der Gletschermoräne auf eine Höhe von 4600 Meter vor und erreichen für eine kurze Erholungsphase ein hochgelegenes Grasfeld. Ein steifer Wind fegt uns ins Gesicht, und rundherum erheben sich Geröllhalden. Wir können von hier aus keinen vernünftigen Anstieg ausmachen. Vorgelagerte Bergrücken versperren die Sicht. Dem Weg des geringsten Widerstands folgend, halten wir uns an Seitentäler und folgen kleinen Flüsschen in einem immer steiler werdendem Geröllfeld. Zum Glück kann ich jeweils unter dem Vorwand, Noldi und Monika zu funken, eine kleine Ruhepause einlegen. Aber von den zwei ist keine Spur. Erst am nächsten Tag werden wir wieder mit ihnen im Funkkontakt stehen, und sie werden uns von ihrer langen Suche nach dem Kocher berichten. Heute aber gibt es für mich nur ein Ziel. Wir müssen es schaffen, unser Biwak in der Nähe des nach Süden abfallenden Gletscherplateaus zu errichten, oder wir sind gezwungen, den Tikjaylu zu umrunden und unser Glück von der Ostseite zu versuchen. Doch für einmal zahlt sich «Minimalismus» aus. Langsam scheinen wir uns

in diesem Gebiet zu Hause zu fühlen und entwickeln den richtigen Spürsinn, um gangbare Wege zu finden. Einem Gletscherbach folgend, der immer wieder im Geröllfeld verschwindet, gelingt es uns noch vor Eintreffen der Dunkelheit, bis auf 5200 m hochzusteigen und unser Biwak in Sichtweite des Gletscherplateaus zu errichten. Die Gutenachtgeschichte von Guntram werde ich nie jemandem weitererzählen können, denn der Schlaf übermannt mich sofort.

Die Nacht im Zelt ist kurz, aber äusserst erholsam. Am Morgen erwartet uns schönstes Wetter. Der Firnschnee ist trittfest, es ist richtiggehend erholsam, auf dem Gletscherplateau in Richtung Gipfel zu wandern. Im sanften Morgenrot erheben sich gegen Osten der lange Rücken und die Gletscherabbrüche des Budunseltau. Von Süden drängen sich Nebelbänke gegen den Sartax, der im Westen aus den Wolken ragt. Doch Guntram und ich profitieren von einem Sonnenloch. Langsam wird der Anstieg steiler, und die Sonne beginnt drückend zu werden. Der Sonnenschutz ist bald einmal unser wichtigstes Anliegen. Eine steile Schneeflanke führt uns auf rund 5600 Meter über Meer, wir stehen unvermittelt am Abgrund der Westflanke, die den Tikjaylu von der zusammenhängenden Kette zwischen Kepax und Kaltasal trennt. In wenigen Stufen fällt hier das Gelände um über 1000 Meter in die Tiefe. Nur noch etwas mehr als 300 Höhenmeter trennen uns von dem Gipfel. Doch unser Atem ist flacher geworden, und die Sonne beginnt die Trittfestigkeit des Schnees zu untergraben. Schritt für Schritt teilen wir uns die verbleibenden Kräfte sorgfältig ein. Der Wettkampf mit der Zeit beginnt. Die Nebelbänke aus südlicher Richtung verdichten sich und beginnen langsam auch den Tikjaylu zu umhüllen. Noch sind sie einige hundert Meter tiefer als wir, und noch immer ist der Tikjaylu in der Sonne. Doch wir werden immer langsamer. Die Höhe fordert ihren Tribut. Das Atmen fällt schwer, und wir müssen uns immer wieder zwingen, den Rhythmus einzuhalten: «zwei Schritte, drei Atemzüge, zwei Schritte, drei...». Wir brauchen mehr als 2 Stunden für die letzten 300 Höhenmeter, aber wir schaffen es. Stolz verkünden wir Walter im Basislager via Funk unsere erfolgreiche Besteigung. Eigentlich müsste er uns fast sehen können, denn wir haben klare Sicht bis hinunter zu den Zelten bei den Wasserquellen in der Hochebene. Aber nur für wenige Minuten. Dann schliesst sich die Nebeldecke und verschlingt uns auf fast 6000 Meter über Meer. Zeit für uns, den Abstieg in Angriff zu nehmen. Trotz der schlechten Sicht kommen wir gut voran und stapfen über das Gletscherplateau in weniger als einer Stunde zurück ins Geröll. In der Zwischenzeit hat dichter Schneefall eingesetzt, und wir flüchten in unser Zelt. Innert weniger Minuten bildet sich eine rund fünf Zentimeter dicke Schneeschicht, bevor langsam wieder die Sonne durchdrückt und einer kurzen Wetterbesserung Platz macht. Wir nutzen diese Pause, um das Zelt abzubrechen und über die Geröllhalde zum Budunsel-Fluss abzusteigen. Der Fluss führt heute deutlich weniger Wasser und kann relativ einfach überquert werden. So sind wir bald zurück in der Hochebene. Hier geraten wir in den nächsten Schlechtwetterschub. Zum ersten Mal stürmt und regnet es auch in der Ebene, und der steife Wind fegt uns den Regen waagrecht ins Gesicht. Der Hunger und der Stolz der Erstbesteigung geben uns die Kraft, unentwegt, schon fast stor, geradeaus auf das Basislager und das Küchenzelt zuzuhalten. Der Schönste ist bestiegen.

Michael Altorfer

Noch ein verbotener Berg – Aksaybax

*Aksaybax 6146 m; 39° 16' Nord, 74° 16' Ost. Besteigung am 27. Juli 1998;
Teilnehmer: Michael Altorfer, Guntram Koller, Klaus Minges, Edgar Schuler,
Charlotte Steinmeier.*

Der laut sowjetischer Karte 6146 Meter hohe Aksaybax (gesprochen Aksaybasch, kirgisisch für Ende der weissen Ebene) wird in der Liste von Zheng/Zhenkai als unbestiegener Gipfel von 6102 Metern Höhe aufgeführt. Wie dem auch sei, als vermutlich dritthöchster Gipfel der Aksaykette gehörte der Aksaybax von Anfang an zu den Hauptzielen der Expedition, zumal in seiner Nachbarschaft der mit 6084 Metern nur wenig niedrigere Kukjlga lockte. Zwischen den beiden Gipfeln schien ein flacher Sattel, vielmehr eine ausgedehnte Gletscherhochebene, auf etwas über 5000 Metern der ideale Ausgangspunkt für die Besteigung beider Gipfel zu sein.

Der schöne Plan schien sich allerdings schon sehr früh zu zerschlagen. In einem Brief unseres Betreuers von der Xinjiang Mountaineering Association, den mir der Übersetzer Wayne gab, als wir uns zum ersten Nachtessen in Kashgar in der Hotelhalle trafen, hiess es nach ein paar Höflichkeiten: «Since last month border area's situation is rather strained. So you must climb the peaks from 6084 to 6220, you should choose 9 peaks between them. This is very important.» Das hätte eigentlich bedeutet, dass wir den Aksaybax hätten – wortwörtlich – links liegen lassen müssen. Im Brief hiess es weiter, dass Mr. Jing Yin Jie uns die Details erklären werde. Wir trafen Mr. Jing beim Abendessen im Hotel. Seine Karte wies ihn als «Deputy General Manager» von «China Xinjiang International Sports Travel» aus. Wir hatten keine Ahnung, was das bedeuten sollte, aber er führte sich deutlich als Chef auf und hatte unseren Übersetzer Wayne auch fest im Griff. Dieser erzählte später, dass er im Hotel mit Jing dieselbe Suite bewohnte und Glück hatte, dass sie über ein Sofa verfügte. Sonst hätte er zu Füssen seines Chef auf dem Boden geschlafen. Schliesslich sollte es auch Mr. Jing sein, dem wir den nicht unbescheidenen Rest der Expeditionsgebühren bar in die Hand zahlten.

Mr. Jing erzählte uns, dass er gerade eine Gruppe am Mustaghata betreut habe und eine weitere Expedition dorthin begleiten werde. Auf unser vorsichtiges Sondieren hin, was denn von dem im Brief ausgesprochenen Verbot zu halten sei, liess Mr. Jing durchblicken, dass mindestens von seiner Seite keine Schwierigkeiten zu erwarten sein würden, falls wir den Berg in Angriff nehmen wollten. Nun hatten wir ja aus dem Vorjahr unsere Erfahrungen in dem Gebiet, das so weitläufig und so dünn besiedelt ist, dass es uns unwahrscheinlich erschien, dass uns irgend jemand davon abhalten würde, den Aksaybax zu besteigen.

Nun war es allerdings auch so, dass sich die beiden Gipfel von allen unseren Expeditionszielen am weitesten vom Basislager entfernt befanden. Auf die Erfahrungen der Rekognoszierung bauend, hatten wir deshalb von Anfang an vorgesehen, uns nach Möglichkeit von einem einheimischen Kirgisen per Lastwagen samt dem notwendigen Material und genügend Lebensmitteln an den Fuss des Aksaybax transportieren zu lassen. Wir beschlossen im Verlauf des Basislageraufenthalts, dass Charlotte, Klaus und ich uns am 25. Juli möglichst weit nach Westen an den Fuss des Aksaybax bringen lassen würden. Guntram und Michael sollten später nachkommen



Der Aksaybax aufgenommen aus der Ebene. Im Vordergrund eine Grabanlage.

und direkt in das Biwak auf dem Sattel aufsteigen. Wir hatten Urumbai, den Chauffeur des Kirgisendorfes, zu dessen Bewohnern wir Kontakt hatten, über ein kompliziertes Dolmetscherritual gebeten, am 25. Juli ins Basislager zu kommen und einen Teil von uns, unser wichtigstes Material und Verpflegung für drei bis vier Tage so weit nach Westen zu transportieren, dass wir von einer Art vorgeschobenem Basislager aus den Aufstieg zu der Hochebene und von da aus zu den beiden 6000er-Gipfeln in Angriff nehmen konnten. Die Reise dauerte einen ganzen Tag, war häufig unterbrochen von den Streiks des altersschwachen Motors, dessen sich Urumbai mit Hammer, Schraubenschlüssel oder den blosen Händen annahm. Schliesslich war es nicht nur der Motor, sondern auch Urumbai selber, der sich bockig benahm und mehr Geld für die Überfahrt verlangte. Doch schliesslich erreichten wir wenigstens annähernd unser Ziel. In einem steinigen Bachbett stellten wir drei Zelte auf, die uns als eine Art vorgeschobenes Basislager dienen sollten. Nachdem wir Urumbai und Wayne wieder entlassen hatten, machten wir es uns gemütlich und kochten scharfen Gemüsereis als Nachtessen.

Am Morgen des 26. Juli luden wir unsere schweren Säcke mit Biwakmaterial, Essen für drei Tage, Seilen, Schneeschuhen und der übrigen Gebirgsausrüstung auf die Rücken und stapften unter einem nicht gerade ermutigend grauen Himmel weiter nach Westen, bis wir an den Eingang des Tales gelangten, das uns auf den flachen Sattel führen sollte. Der Aufstieg bot weiter keine Schwierigkeiten. Auf gut 4500 Metern wechselten wir vom Moränenrand auf den Gletscher, der sich vom Sattel in die Ebene hinunterzieht. Das Wetter wurde nicht besser, und in immer dichterem Nebel bei immer breiter werdenden Gletscherspalten zogen wir weiter, die Route mehr ahnend als tatsächlich erkennend. Schliesslich zwang uns ein aufziehendes Gewitter kurz anzuhalten und wenigstens die ärgsten Schneeschauer und den Höhepunkt des Blitzgewitters abzuwarten. Die Dämmerung brach

ein, und der Nebel liess uns nicht mehr erkennen, was oben, unten, links oder rechts war. Als es so schien, als ob wir den flachsten obersten Teil des Sattels erreicht hätten, stellten wir die Rucksäcke ab und begannen unser Biwak einzurichten. Wir staunten etwas, als wir entdeckten, dass die Schneedecke höchstens zehn Zentimeter dick war und darunter das blanke Eis zum Vorschein kam. Die ansonsten für bergsteigerische Zwecke bisher unbenutzten Eisschrauben dienten nun dazu, das Zelt zu sichern. Nudelsuppe aus dem Vorrat Mr. Wangs nährte uns redlich nach der Stapferei mit den schweren Rucksäcken.

Der nächste Morgen verscheuchte den Nebel, und unter einem tiefblauen Himmel zogen wir los. Über recht flache Gletscherhänge stapften wir auf den langgezogenen Grat zu, der in südöstlicher Richtung über eine ganze Reihe von Vorgipfeln zum Aksaybax führt. Immer gespannt, was uns hinter der nächsten Kuppe wieder erwarten mochte, kamen wir zügig vorwärts. Vor einer Mulde machten wir halt und blickten zurück zum Nachbar-Sechstausender Kukjlga. Von hier aus war leicht zu erkennen, dass der Aufstieg zum vierten Sechstausender zwar überwiegend leichtes Schneegelände bieten würde, der Gipflaufschwung über einen Felsgrat aber nicht ohne Schweißtropfen und einige technische Schwierigkeiten zu machen sein dürfte. Beeindruckend war der Blick auf die Nordseite der Kette, den wir von hier aus hatten. Das sonst so brüchige Gestein scheint hier von besserer Beschaffenheit zu sein. Jedenfalls gab es hier steile Felsaufschwünge und scharfkantige Grate. Aus haarsträubenden Gletscherbrüchen brachen ab und zu mächtige Eisbrocken in die Tiefe. Hier erschien uns die Gebirgslandschaft des Aksay am ehesten als «alpin».

Über einen steilen Aufschwung erreichten wir den äussersten, schwach ausgeprägten Vorgipfel auf etwa 5800 Meter. Von da aus hatten wir einen atemberaubenden Blick über fast den gesamten Grat bis hin zum Gipfel in etwa drei Kilometern Luftdistanz. Der Schneegrat war hier scharfkantig mit steilen Flanken in beide Richtungen. Auf der Nordseite beeindruckten auch hier die von Grau über dunkles Rot bis ins Orange wechselnden Farben der Felsen. Im Dunst des Hintergrundes war die trockene Ebene zu erahnen, die das Aksaygebirge von Kashgar trennt. Allerdings wurde hier – es war bereits mitten im Nachmittag – die Aussicht getrübt durch aufkommende Bewölkung. Wir bewegten uns auf dem schmalen Grat zunächst vorsichtig, dann, als er wieder breiter wurde, entspannter in Richtung Gipfel.

Es war abzusehen, dass die drei, vier Grataufschwünge bis zum höchsten Punkt noch einiges an Zeit und Kraft brauchen würden. Zudem wurde die Bewölkung immer dichter, und wir sahen vor allem, dass sich auch unter uns die Nebelschwaden zu einer undurchdringlichen Suppe zu verdicken begannen. Die Erfahrung mit dem Gewitter vom Vortag liess es zudem nicht ratsam erscheinen, weiter ausgesetzt auf der Gratkante zu wandern. Wir entschlossen uns zur Umkehr. Wir wählten dafür nicht wieder den Grat, sondern eine Flanke, die sich als vereist, aber durchaus gangbar erwies. Gerade als der Nebel wieder undurchdringlich dick geworden war, erreichten wir das Zelt.

Später am Abend, als es einzudunkeln begann und wir schon relativ gemütlich unser gefriergetrocknetes Abendmahl zubereiteten, probierten wir die tägliche Funkverbindung aus. Wir hatten aber wenig Hoffnung, vom Basislager oder einer der Gruppen, die unterwegs waren, gehört zu werden, denn es türmte sich zwischen uns und dem Basislager doch die halbe

Aksaykette. Aber zu unserer Verblüffung meldete sich Guntram, der zusammen Michael anmarschierte. Die beiden waren am Tag vorher von der erfolgreichen Besteigung des Tikjaylu ins Basislager zurückgekehrt, hatten sich gleich Urumbai unter den Arm geklemmt und sich nach kurzer Nachtruhe zu unseren Vorräten chauffieren lassen. Nach Einbruch der Dunkelheit und nachdem wir den Benzinkocher als Signallampe nach draussen gestellt hatten, trafen sie bei uns ein. Während ich für Guntram und Michael Suppe kochte, stellten sie ihr Zelt auf. Wir beschlossen, am nächsten Morgen so früh wie möglich zu fünf unser Ziel in Angriff zu nehmen.

Am folgenden Morgen war beim ersten Blick aus dem Zelt eigentlich gar nichts zu erkennen, außer dass zum Nebel noch dichtes Schneetreiben hinzugekommen war. Wir blieben noch ein bisschen liegen. Eine Stunde später spannte sich bereits wieder ein strahlend blauer Himmel über der Gletscherebene, keine einzige neblige Schliere war mehr zu sehen. Wir machten uns auf und kamen auf dem bekannten Weg und zum Teil auf den eigenen Spuren gut voran bis zu dem Punkt, an dem wir am Vortag umgekehrt waren. Wieder begannen sich Schwaden zu bilden, doch diesmal waren wir entschieden früher dran. Ab dem Umkehrpunkt begann dann wieder das mühsame Spuren auf der Gratkante. Je näher wir an die Sechstausendermarke kamen, desto höher wurde auch der Schnee. Immerhin erwies er sich als einigermassen locker und halbwegs problemlos zu spuren.

Dennoch kostete es alle fünf noch einmal ein rechtes Stück Anstrengung, bis wir den letzten Aufschwung erreichten. Hier wurde es noch einmal reichlich steil, und auf der vereisten Fläche kamen nun auch einmal die Frontzacken unserer Steigeisen zum Einsatz. Schliesslich langten wir auf dem Gipfel an, der sich als Fläche von der Grösse eines Handballfeldes erwies. Obwohl inzwischen der übliche Aufzug von Wolkenfetzen wieder eingesetzt hatte, bot sich uns von hier aus noch einmal ein neuer Blickwinkel auf das Aksay-Tal, die Bergkette, Budunseltau, Kongur und Mustaghata. Gegen Osten erstreckten sich unzählige Pamirgipfel und das tadschikische Staatsgebiet. Es war nachmittags um 15 Uhr 10, als wir unser Gipfelfoto aufnahmen. Trotz immer dichter werdendem Nebel war es auf dem Grat kein Problem, den Rückweg zu finden. Wieder umgingen wir das letzte Gratstück in der Flanke. In der Milchsuppe, die sich inzwischen gebildet hatte, war es dann zum Schluss gar nicht so einfach, die Zelte zu finden.

Am nächsten Tag blieben wir liegen, bis die Sonne die Schlafsäcke wärmte, räumten unser Lager zusammen und machten uns – einmal mehr unter strahlend blauem Himmel – auf den Weg zurück zum Talboden. Der dreitägige Aufenthalt auf über 5000 Metern über Meer und die Besteigung des Aksaybax hatten doch an unseren Reserven gelehrt, was wir merkten. Die prallen Rucksäcke, nur erleichtert um die dank Gefriertrocknung ohnehin nicht sehr schweren Lebensmittel, drückten schwer auf unsere Wirbelsäulen und alle Muskeln.

Charlotte und mich erwartete auf dem Talboden noch ein spezielles Erlebnis. Als wir aus dem Quertälchen nach links zum Zelt abzweigen wollten, wo unsere letzten Vorräte lagen, rief uns von hoch oben an einem Abhang aus ein verwegener aussehender Kirgise an, der auch sofort sein Gewehr in Anschlag und uns ins Visier nahm. Wir hoben gleich die Hände, hatten aber selbstverständlich keine Ahnung, was er uns zurief. Charlotte versuchte ihr ganzes Chinesisch an dem Mann, der wohl ein Jäger oder Fallensteller war. Als wir die Hände senkten, legte er seine Flinte sofort wie-

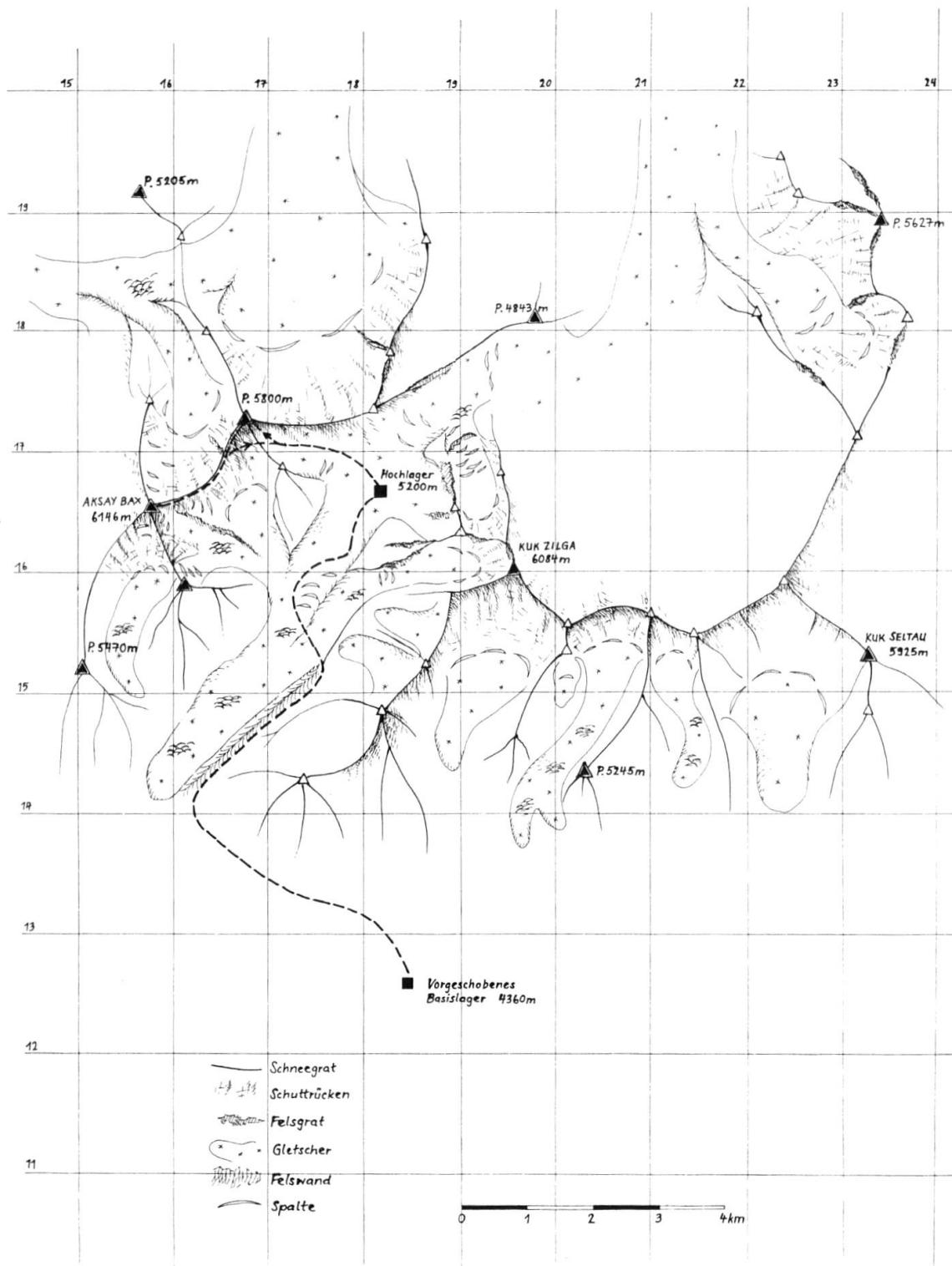
der an. Mehrfach versuchte er sich erfolglos verständlich zu machen. Dann wollten wir ihm mit Handzeichen bedeuten, dass wir friedliche Absichten hätten und ihm nicht in die Quere kommen wollten. Er gab sich zufrieden, allerdings nicht ohne nochmals drohend das Gewehr auf uns zu richten. Wir machten einen grossen Bogen um die Abhänge, an denen wir unseren Cowboy vermuteten, und machten uns weiter auf den Rückweg. Dort trafen wir die anderen drei unserer Gruppe, die von dem ganzen Vorfall nichts bemerkt hatten.

Als wir endlich, endlich beim Zelt angelangt waren, machten wir uns über die Vorräte an Büchsenfutter her, die dort noch lagèn, und veranstalteten damit eine kleine, wüste Orgie – schliesslich wussten wir, dass die Expedition nun so gut wie zu Ende war. Am Abend kam dann auch Urumbai, allerdings nicht im Lastwagen, wie wir erwartet hatten, sondern in einem lächerlich kleinen Bejing-Jeep, der in unseren Augen längst nicht ausreichte, um uns zu sechst und mit dem ganzen Plunder ins Basislager zurückzufahren. Urumbai sollte uns eines Besseren belehren. Bedächtig packte er am nächsten Morgen Gepäckstück für Gepäckstück in die grüne Schüssel, klappte hinten den Kofferraumdeckel so auf, dass man auch darauf noch zwei, drei Säcke festzurren konnte, und wies uns schliesslich an, wie wir zu fünf auf Vordersitz und Rückbank Platz zu nehmen hatten.

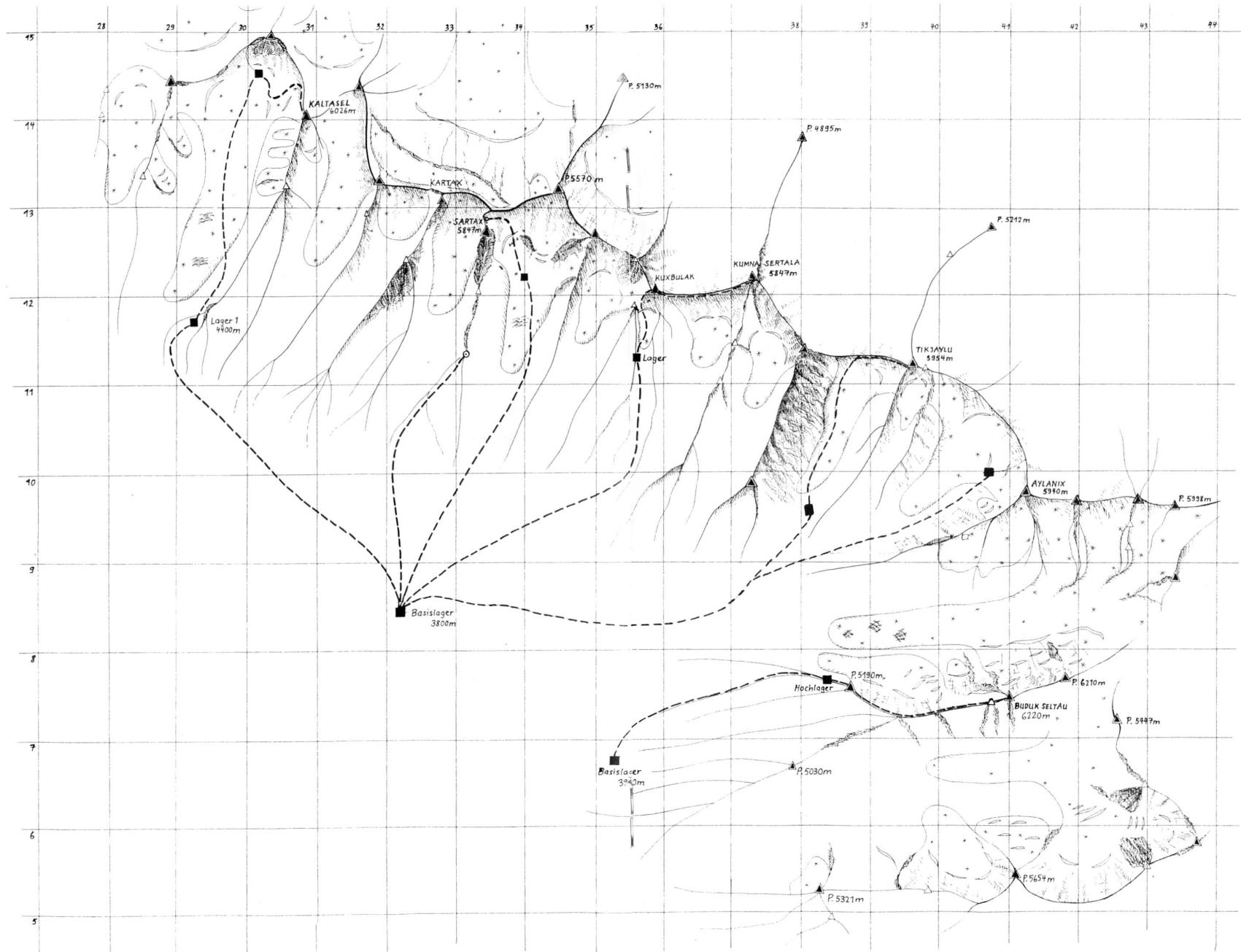
Die Rückreise wurde zu einer wahren Odyssee, bei der wir das Tal noch einmal in seiner ganzen Breite und Länge kennenlernen sollten. Irgendwie wollte Urumbai nicht recht verstehen, dass wir eigentlich auf dem schnellsten Weg ins Basislager zurückfahren wollten. Zunächst machte er auf der gegenüberliegenden Talseite in einer wahren Geisterstadt halt. Neben Mushi war das die grösste Ansammlung von Häusern, die wir auf der Ebene gesehen hatten. Als wir anhielten, schlurften uns ein paar Männer entgegen, die sich, wie alle Talbewohner, brennend für unsere Ausrüstung und dabei besonders für unsere Schuhe interessierten. Daneben fuhr ein Mann mit seinem Esel und einem Karren Baumaterial hin und her, und ein Mädchen schaute scheu aus dem Vorhof eines vergitterten Hofs zu uns hin. Ansonsten bewegte sich in dem Örtchen nichts, und Urumbai blieb eine ganze Weile bei irgendwelchen Geschäften verschwunden.

Auch als wir endlich über die staubige Piste weiterfuhren, ging es Urumbai offensichtlich nicht darum, möglichst schnell zum Basislager zurückzufahren. Wir besuchten noch Verwandte in einer kleinen Jurten-siedlung, wo es die unvermeidliche Stutenmilch zu trinken gab. Dort luden wir auch noch einen Grossvater auf, den Urumbai offenbar nach Hause nach Mushi bringen wollte, denn dort machten wir auch noch einmal halt. Am Schluss landeten wir aber nicht etwa im Basislager, sondern im uns wohlbekannten Kirgisendörfchen, wo es noch einmal ein langes Palaver absetzte, bis sich Urumbai endlich bequemte, uns zurückzufahren.

Edgar Schuler



Kartenskizze des Gebiets um den Aksaybax. Gezeichnet von Cornelia Gann nach einem Entwurf von Klaus Minges.

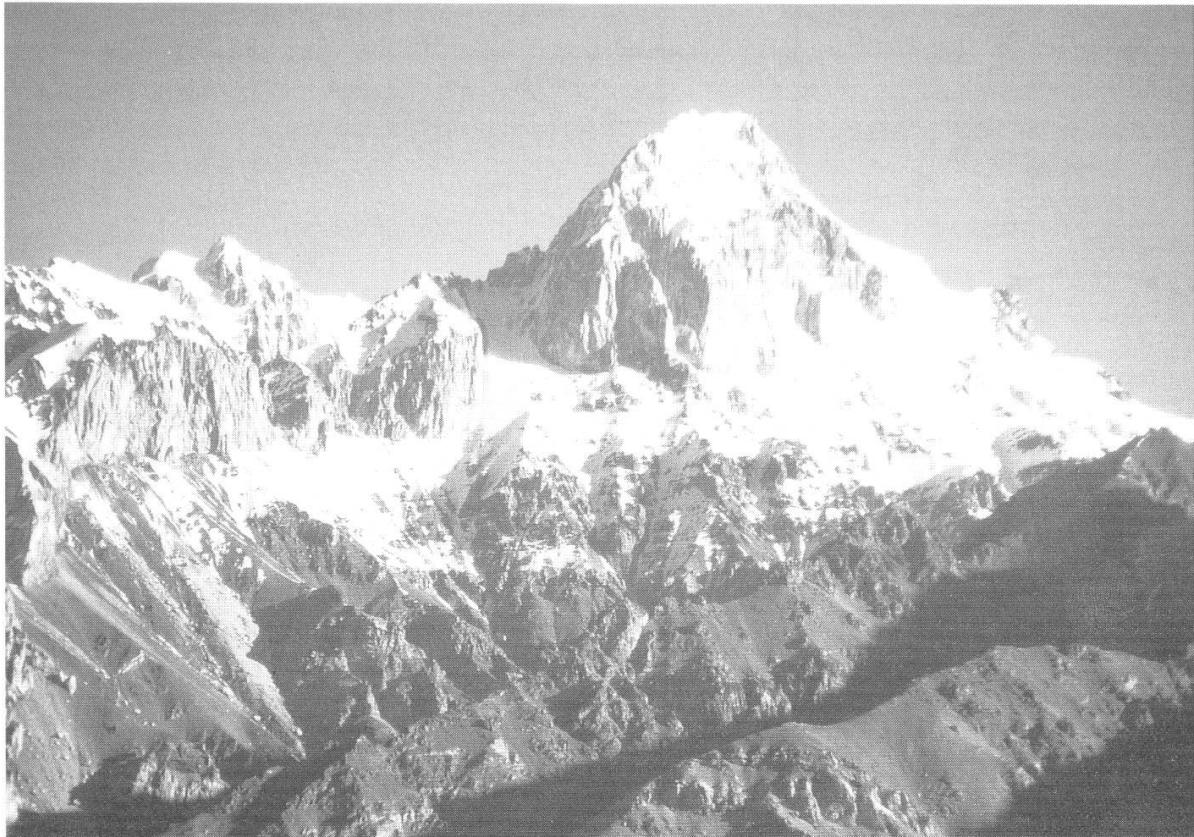


Kartenskizze Kaltasal – Budunseltau.

Sartax – das Matterhorn des Aksay

Sartax 5847 m; 39° 11' Nord, 74° 33' Ost. Besteigungsversuch am 24. Juli 1998 bis auf ca. 5700 m. Teilnehmer: Michael Altörfer, Walter Giger, Guntram Koller, Charlotte Steinmeier.

Der Sartax (gesprochen Sartasch, kirgisisch für Gelber Stein) bildet mit seinem schroffen, entfernt ans Matterhorn erinnernden Gipfelaufbau den Blickfang der Aksaykette. Deshalb stand er ganz oben auf unserer Wunschliste, obwohl er mit 5847 Metern die «magische» Linie der Sechstausend verfehlt. Wie beim Nachbargipfel Kartax ragen aus dem splitterigen Sediment des Grundgebirges massive Felswände aus Marmor, die im Sonnenlicht gelblich schimmern, aber bei der allgemein brüchigen Gesteinsbeschaffenheit der Region für den Aufstieg nichts Gutes ahnen lassen. Bereits am Tag nach der Ankunft nahmen Guntram und Michael eine Erkundung über den Südrücken vor. Problemlos erreichten sie eine Höhe von 5250 m, was zwar der Kondition der beiden ein gutes Zeugnis ausstellte, aber das Ergebnis brachte, dass dieser Weg kaum zum Erfolg führen würde. Der Südgrat, das wussten wir seit der Rekognoszierung im Vorjahr, erstreckt sich mit mehreren Felstürmen fast horizontal über 2 km Länge, zuviel für unsere Hit-and-run-Taktik. Und mit der Querung ins westliche Gletschertal wäre der Weg über den NW-Grat ebenfalls zu lang geworden. Was blieb, war die Ostseite. Die Flanken des östlichen Tales allerdings erinnerten an die Kohlehalden des Ruhrgebietes und brachen, wie um letzte Hoffnungen zu zerstreuen, in felsigen Rippen und Runsen haltlos zur Schlucht des Talgrundes ab.



Mit 5847 m nicht der höchste, vom Anblick her aber der markanteste Gipfel: Sartax.

Walter und ich, die wir uns als weniger robuste Zeitgenossen nach dem Erfolg am Kaltasal eine Pause gönnen, wollten eine Möglichkeit der Annäherung finden, während die anderen den Kuxbulak erstiegen. Als einzige Möglichkeit zur Annäherung sahen wir den reichlich verwegenen Aufstieg im Grunde der Schlucht. Unsere Erkundung des vielfach gewundenen, nie weiter als 50 m zu überblickenden Bachbettes verlangte neben einer guten Moral ob der abrutschbereiten Schuttflanken auch ein gutes Dutzend Bachüberquerungen und die Passage eines zerklüfteten Lawinenrestes. Nach der Überwindung eines Höllenrachens aus hausgrossen gelben Felsblöcken standen wir an der Gletscherzunge, von der pausenlos kopfgrosse Brocken buchstäblich bis vor unsere Füsse polterten. Doch rechts von dieser Scylla war unter der Charybdis der östlichen Schuttflanke der Weg hinauf zu den flachen Schuttfeldern des Gletschertales frei. Dort erkannten wir den Weiterweg als gangbar und deponierten Seil und Pickel für den Gipfelaufstieg.

Während ich am Tag darauf mit Monika im Basislager blieb, stieg Walter mit dem erfolgreichen Team vom Kuxbulak wieder hinauf. Erst nach umfassender Konsultation per Funk gelang es ihm, in der über Nacht eingeschneiten Moränenlandschaft das Depot wiederzufinden. Dichte Schneeschauer erschwerten die Suche nach einem ebenen Lagerplatz, der schliesslich auf 4970 Metern gefunden wurde. Das Biwak bestand aus nur einem Zelt – Charlotte und Guntram hatten zwecks Gewichtersparnis beschlossen, im Freien zu biwakieren.

Wenig oberhalb des Biwaks begann der tiefe Neuschnee mühsam zu werden. Teilweise oberschenkeltiefe Spurarbeit führte an den Fuss einer überraschend steilen und zerklüfteten Flanke, die Charlotte an die Aletschhorn-Nordwand erinnerte. So war man sich schnell einig, ein breites Couloir rechts davon zu begehen, das von einem kleinen Felskopf abgeschlossen wurde. Der Weg zum Gipfel würde dann über den Nordwestgrat erfolgen. Aber auch das Couloir erforderte beachtliche Wühlarbeit, nur um an besagtem Felskopf dessen katastrophale Brüchigkeit festzustellen. Ein Versuch, dennoch über ihn zum Grat zu gelangen, musste an fehlenden Sicherungsmöglichkeiten scheitern. Die Fortsetzung des Couloirs links davon, die von unten noch als Variante machbar schien, erwies sich als 70 Grad steile, von dünnem Blankeis überzogene Rinne. Mit dem vorhandenen Material konnte sie nicht bewältigt werden, war doch ein Teil der Eisausrüstung im Tal geblieben, da man solche Schwierigkeiten nicht erwartet hatte.

Der Trupp stieg also wieder ab zum Fuss der Steilflanke, um den dortigen Aufstieg zu erwägen. Zu vorgerückter Stunde musste man aber angesichts der Schneemengen von einem weiteren Versuch absehen, und beschloss den Abstieg.

Charlotte Steinmeier, Klaus Minges

Aylanix – zweimal erfolglos angegangen

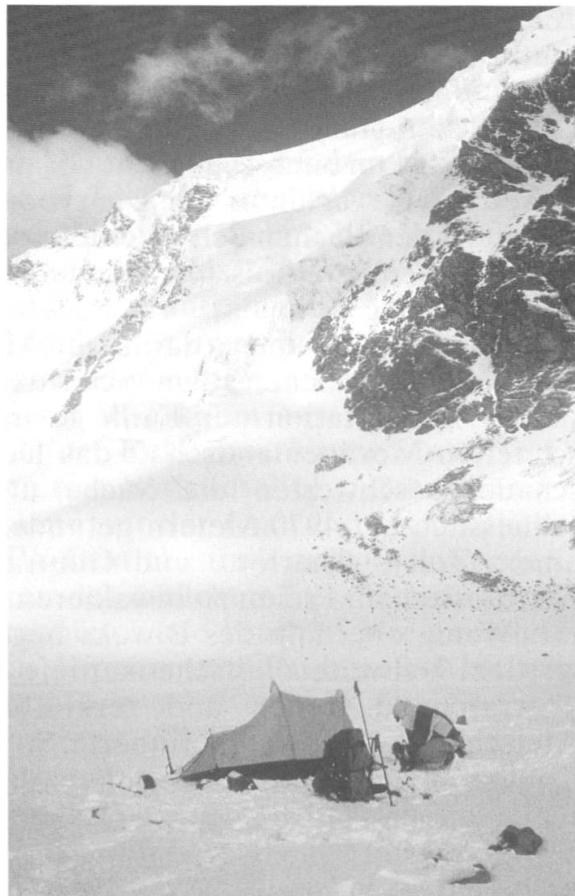
Aylanix 5940 m, 39° 11' Nord, 74° 41' Ost. Besteigungsversuche am 23. Juli 1998 Edgar Schuler und Arnold Barmettler, am 26. Juli 1998 Monika Müller und Arnold Barmettler.

Die Inspektion aus der Ferne sprach für eine direkte Besteigung über den steil an diesem Zusammenfluss beginnenden Südgrat. Am Fusse der Südflanke entscheiden wir uns jedoch für den Südwestgrat. (Unser zweiter Versuch sollte dann später direkt über den gesamten Südgrat geschehen.)

Zwei Stunden später, nach Gekraxel über mühsame Moräne, entpuppt sich die vermeintliche Gratvertiefung aber als 45 Grad steile Schutthalde, die oben von einem Felsriegel abgeschlossen wird. Wir entscheiden uns, den Aylanix von «hinten», über dessen Nordnordwestgrat, zu ersteigen. Nach weiteren mühsamen Stunden in ekligstem Gelände – unzulässige Moränenblöcke, Eis und Kies – erstellen wir auf dem Gletscherplateau auf 5000 m unser Biwak.

Nach kurzer Nacht und bei halbwegs brauchbaren Wetterverhältnissen arbeiten wir uns in der steiler werdenden Westflanke auf den NW-Grat hinauf, vorbei an frischeren Lawinenkegeln, Spalten, Hängegletschern, begleitet von auffrischendem kaltem Wind und Wolkenfetzen. Endlich haben wir den Grat erreicht. Noch 450 Höhenmeter trennen uns vom Gipfel: Eine Schneewächte, Gratenasen und Fels warten auf uns. In Erwartung eines Schneerückens haben wir die Ausrüstung für dieses Gelände aber nicht mitgenommen! Unsere Erwartungshaltung schlägt im Nu in Frustration um. Jetzt wird uns auch die Kälte bewusst, sogar die Aussicht auf die nächsten Berge bleibt uns verwehrt. Unter uns, in der weiten Ferne, erkennen wir die grüne Oase des Base Camps. Der gesamte Aufwand und die Strapazen sollen für nichts gewesen sein!? Der Mut zur kurzfristigen Routenänderung hat sich nicht gelohnt – nichts als kräftezehrende Stunden durch Grau in Grau in unwirtlicher Einöde.

Immerhin, aus der hohen Perspektive erkennen wir, dass die ursprünglich geplante Route über den Südwestgrat ohne Höhenverluste in offenbar günstigem Gelände – auf Moränen, Platten und Gletschern – gut machbar hätte sein sollen...



Biwak mit Arnold Barmettler unter dem NW-Grat des Aylanix.

Bereits nach einem Ruhetag im Base Camp breche ich mit Monika auf. Es ist gleichzeitig einer der raren Tage mit blauem Himmel bis zum Sonnenuntergang. Die Erklimmung des Südgrates vollbringen wir über den feuchten 40 Grad steilen Kies- und Plattenhang aus schiefrigem Gestein. Auf dem breiten, runden und dem Wetter ausgesetzten Rücken angelangt, erstaunt uns der kleinschiefrige Schutt, welcher sich als recht saugfähig und elastisch erweist. Wir kommen gut voran. Die Cirren und somit die drohende Wetterverschlechterung ebenfalls... Bald schon setzt Schneefall ein. Zwei Stunden später, zur Mittagszeit, auf etwa 5300 m kurz vor dem Betreten des ewigen Eises, ist nicht mehr an ein Weitergehen zu denken. Über die schnell anwachsende Schneedecke erreichen wir in kurzer Zeit unser Biwak und somit die Schneefallgrenze. Der Rückmarsch erfordert wegen des von feuchtem Schneematch überzogenen Schotters die ganze Konzentration. Wir queren wie schon so oft in den letzten Tagen Bäche. Prompt hält ein von mir als Tritt ausgesuchter Stein in der Bachmitte nicht und kippt um. Mit vollem Gewicht schlägt mein Knie irgendwo in den Fluten auf etwas Hartes. Die Diagnose unserer Expeditionsärztin Monika lässt Schlimmes vermuten: Der Schleimbeutel am Knie ist verletzt – grosse Infektionsgefahr. Der Rückweg ist wegen des schnell anschwellenden Knies, der Nässe und der Kälte des Regens eine Tortur. Die Expedition ist nun wohl oder übel für mich zu Ende. Um eine Operation im Felde auf alle Fälle zu verhindern und möglichst bis zur Reise zum Mustaghata wieder fit zu sein, werde ich wider Willen in Schiene gelegt und mit Antibiotika versorgt, was sich später als erfolgreiche Therapie erweist; die Wunde verheilt schnell.

Arnold Barmettler



Urumbai mit seinem Lastwagen.

Rückreise

Zu Besuch bei der Xinjiang Mountaineering Association

Den Abschluss der Expedition feierten wir in Kashgar, indem wir Wayne und die Leute, die wir für «seine» Crew hielten, Mr. Jin, die Fahrer und ein paar Leute von der Kashgar Mountaineering Association in ein Restaurant einluden. Das ausgedehnte Nachtessen verband eine fast unerschöpfliche Folge uigurisch-chinesischer Köstlichkeiten mit ausgelassener Stimmung. Die beim allgemeinen Tanz zu verschiedenen Musikrichtungen mittuenden Expeditionsmitglieder ernteten die kichernde Belustigung der anwesenden Damen. Einzig Walter legte, seinem Status als Expeditionsleiter vollauf gerecht werdend, gefolgt von unseren belustigten, insgeheim aber bewundernden Blicken, einen tadellosen Irgendwas-Fox aufs Parkett.

Tags darauf vergnügten wir uns am berühmten Kashgarer Sonntagsmarkt. Am Abend trennten sich die Wege der Expeditionsteilnehmer. Charlotte, Walter, Noldi und Monika sollten eine weitere Nacht in Kashgar bleiben und am Montag in Richtung Mustaghata-Basislager aufbrechen. Klaus und Guntram, Michael und ich reisten am Abend mit einer Tupolew der Xinjiang Airlines nach Urumqi, der Hauptstadt Xinjiangs. Die vier «Mustaghater» wollten zum Abschied am Flughafen winken, und so brachte Wayne uns alle acht mit dem Bus der Mountaineering Association zum Flughafen im Norden von Kashgar. Er sorgte noch dafür, dass wir durch den richtigen Eingang gingen. Den richtigen Flug zu erwischen war trotz ausschliesslich chinesischer Beschriftung kein Problem: Man kann von Kashgar aus praktisch nur nach Urumqi fliegen. Nach der Kontrolle noch ein letztes Zurückwinken.



Du Xiao Fang war als Verantwortlicher der Xinjiang Mountaineering Association für die Organisation zuständig.

Mit der auf Inlandflügen offenbar üblichen Verspätung landeten wir mitten in der Nacht in Urumqi. Vor dem Flughafen holte uns Du Xiao Fang ab. Mr. Du, Marketing Manager der Xinjiang Mountaineering Association, war während zwei Jahren unser eigentlicher Ansprechpartner und Verbindungsmann zu den chinesischen Behörden gewesen. Dutzende von Faxbriefen waren in dieser Zeit hin und her gegangen, geduldig war Du auf all unsere Wünsche, auf alle Programmänderung eingegangen – und hatte einen nicht unbescheidenen Preis verlangt. Nun stand er also da, ein freundlicher, eher schüchtern aussehender junger Mann. Er hatte ein Schild in der Hand, auf dem «Mr. Schuler» stand, packte uns vier samt Gepäck in zwei Autos und brachte uns in das «Urumqi Holiday Inn». Dort genossen wir erst mal die feinen Duschen und die Zimmerbar: Internationaler Standard – kein Vergleich zum Kashgar-Hotel mit seinen Nylon-Bettüberwürfen und schimmligen Badezimmern.

Am nächsten Tag liessen wir uns kurzerhand vom chinesischen ans europäische Frühstücksbuffet umbuchen. Dort genossen wir Gipfeli, Fruchtsalat und anderes, was uns mehr behagte als Dampfnudeln und saures Gemüse. Dann war wieder Zeit, Abschied zu nehmen. Guntram und Klaus wurden von ihrem chinesischen Fahrer abgeholt, um ihre Kulturreise durch den Taklamakan mit einem Besuch der Museen von Urumqi zu beginnen.

Michael und ich wurden dann zusammen mit Du ins Hauptquartier der Xinjiang Mountaineering Association chauffiert, ein Gebäude mit einer der in China so modischen, blau spiegelnden Glasfronten, irgendwo in den gesichtslos modernen Strassen von Urumqi. Du führte uns in sein chaotisches Büro mit Wänden und Möbeln, von denen die Farbe abblättert. Er erklärte uns in leidlich gutem Englisch den Arbeitsalltag bei XMA. Die XMA ist, wie noch immer die meisten chinesischen Betriebe, als Danwei organisiert. Leben und Arbeiten finden unter einem Dach statt. In der rechten Haushälfte befinden sich die spartanischen Büros der XMA-Mitarbeiter, in der linken Hälfte wohnen die Mitarbeiter mit ihren Familien. Mr. Du selber allerdings woanders.

Mr. Du erklärte uns auch, dass die XMA «unseren» Wayne als Freelance-Übersetzer von Fall zu Fall anstellt. Wayne war mitnichten unser «Verbindungsoffizier», diese Rolle hatte eigentlich Mr. Gao inne, wovon wir aber nichts gespürt hatten. Dennoch, wir hatten im nachhinein den Eindruck, dass Wayne uns gegenüber nicht ganz so offen gewesen war, wie er uns weismachen wollte. Mr. Du zeigte uns auch noch Karten und, in diesem Punkt ganz der eifrige XMA-Marketing-Direktor, empfahl uns das Kunlun-Gebirge, die nördliche Begrenzung des tibetanischen Hochlandes, als Expeditionsziel. In der Gegend südlich von Hotan harren noch mehrere Dutzend über 6000 Meter hohe Gipfel der Erstbesteigung.

Du erzählte uns dann beim Mittagessen in einem offensichtlich noblen Restaurant auch das Schicksal von Ursrup «Big Potato» Arslan. Er habe, ganz gemäss seiner Charaktereigenschaften als «grosser Leader», die XMA verlassen und führe heute das Sporthotel in Urumqi. Genau wie beim «nicht fest angestellten» Wayne konnten wir als Aussenstehende nur vage Vermutungen darüber anstellen, ob und – wenn ja – welche Intrigen sich hinter solchen Formulierungen verbergen.

Wir verbrachten den Tag unter anderem mit einem Besuch des «Xinjiang Autonomous Region Museum», wo uns die durch Wüsten-

trockenheit mumifizierten, Tausende von Jahren alten Körper der Ureinwohner Xinjiangs besonders beeindruckten. Als kleines Gegengeschenk luden wir Mr. Du und den Fahrer zu einer Fahrt auf dem altersschwachen Riesenrad ein, von wo aus wir Urumqi in seiner ganzen Boomtown-Hässlichkeit bewundern konnten. Am Abend brachten uns die beiden wieder zum Flugplatz und entließen uns mit guten Wünschen ins Getümmel der Abflughalle. Wir verabschiedeten uns frohgemut und nicht ahnend, dass wir praktisch die ganze Nacht in der Wartehalle verbringen würden. Es war die längste, dafür die letzte Verspätung auf unserem restlichen Weg nach Hause.

Edgar Schuler

Vater der Eisberge – Mustaghata, 7546 m

Angesichts der einmaligen Chance, den chinesischen Teil des Pamir zu bereisen, hatte Walter Giger eine kleine Schar von Expeditionsteilnehmern zu einer Nachexpedition überzeugen können: Charlotte Steinmeier, Monika Müller und Noldi Barmettler. Das Ziel, der Mustaghata, stellt üblicherweise keine grosse technische Herausforderung dar. Aber alle Ansprüche des Höhenbergsteigens sind natürlich gegeben, und keiner von unserer kleinen Gruppe war bisher in diese Höhenregion vorgestossen.

Der Mustaghata, der «Vater der Eisberge», wird regelmässig bestiegen; die Infrastrukturen sind deshalb von der Xinjiang Mountaineering Association recht gut ausgebaut. Als imposantes Ziel bietet der Bergriese genügend



Unter dem mächtigen Fels- und Eisrücken des Mustaghata bricht die Gruppe zum Basislager auf.

Reiz und lockt viele Expeditionen an. Angesichts unserer kurzen verbleibenden Ferienzeit (das Berufsleben in der Schweiz ruft!) bleiben uns für die Besteigung mit drei Biwaks nur acht Tage – eine Dauer, welche keine unvorhergesehenen Ereignisse und schlechte Wetterverhältnisse erlaubt. Per Zufall trifft eine erfolgreiche schweizerisch-französische Bergsteigergruppe im «Kashgar Hotel» ein. Aus erster Hand informiere ich mich ausführlich über die aktuelle Route und erfahre, dass bedeutend mehr Schnee liegt als zu dieser Jahreszeit üblich. Zudem sollen ideale Skiverhältnisse herrschen: Kurzerhand bietet mir ein Schweizer seine Skiausrüstung an, mit der er bereits den Gipfel des Eisberges erklimmen hatte.

Wir verlassen Kashgar, nachdem wir die anderen Teilnehmer der Jubiläumsexpedition auf den Flughafen begleitet und verabschiedet haben. Das Wetter ist zur Abwechslung traumhaft und die Luft klar. Bereits aus der Wüstenstadt sind die vergletscherten Berge des Kongur-Massivs und des 125 km entfernten Aksay-Gebirges sichtbar. Beeindruckend, wie diese Schneberge über der Wüste schweben! Die Strecke durch die Ghez-Schlucht bis Bulunkul haben wir bereits zweimal befahren. Sie ist uns bekannt. Bleibt das Wetter nun endlich so schön? Werden wir die Besteigung schaffen? Wie werden die Schwierigkeiten tatsächlich sein? Weigern sich unsere Körper ange-sichts der Strapazen? Sind die verfügbaren acht Tage nicht zu wenig ange-sichts unseres grossen Ziels?

Dann endlich Neuland. Wir fahren dem Ghez-Fluss entlang auf dem Karakorum Highway weiter Richtung Süden. Innerhalb weniger Stunden erreichen wir im kleinen Bus den Ausgangspunkt auf der etwa 3400 m hohen Ebene vor dem gewaltigen Bergriesen Mustaghata. Die Kamele warten bereits, und wenig später sind die wärmegewohnten Tiere mit unseren Skis und dem Gepäck beladen. Los geht's! Der Mustaghata thront majestatisch über der Ebene – die markante Rampe markiert die Aufstiegsroute. Euphorie – die technischen Schwierigkeiten scheinen bescheiden zu sein. Sogar die Route ist durch den vielfach begangenen Pfad bereits von weitem sichtbar, im Feldstecher lassen sich sogar Alpinisten erkennen!

Doch schon bald darauf folgt die erste Ernüchterung: Die Kamele und deren Treiber eilen uns davon und lassen uns an unserer Akklimatisierung zweifeln. Zwei Stunden später befinden wir uns bereits im Messezelt des gut ausgerüsteten Basislagers auf 4400 Metern beim hervorragenden und reichlichen Abendessen. Unsere unsicheren Gefühle werden plötzlich brutal aufgewirbelt. Nervosität im Camp! Es sei etwas geschehen zwischen Camp II und Camp III! Uns ist der Appetit vollends vergangen. Dann die schreckliche Klarheit über den Tod eines amerikanischen Alpinisten: Er ist in einer tiefen Spalte verschwunden. Auch sein bei der Katastrophe am Everest von 1996 erprobter Begleiter konnte nicht mehr helfen und musste ihn dem Berg überlassen.

Am nächsten Tag steigen wir zusammen mit neun Lasteseln zum Camp I auf 5300 m auf. Diese Arbeitserleichterung hat uns 200 Dollar und viel Nerven gekostet. Charlotte konnte sich im Kontakt mit der heimischen Bevölkerung voll entfalten. Bereits an diesem Abend setzt Schneefall ein, etwas, das sich in all den folgenden Tagen wiederholen sollte, falls es tagsüber überhaupt zu schneien aufhörte.

Am nächsten Morgen packen wir die Biwak-Ausrüstung ein und schleppen unsere fast 20 kg schweren Rucksäcke auf 6100 m, wo wir Camp II einrichten. Die anderen Alpinisten wollen uns gar nicht glauben, dass seit unse-



Völlig eingeschneites Biwak am Mustaghata. Das schlechte Wetter zwang zur Umkehr.

rer Abreise von Kashgar keine zwei Tage vergangen sind. Monika und ich entscheiden uns trotzdem für die höchste Nacht unseres Lebens. Am Morgen wachen wir mit einem Puls von nur 25 Prozent über dem Flachlandpuls auf, wohl kaum ideale Voraussetzungen für einen Weiteraufstieg. Unsere Blicke aus dem engen und kalten Zelt stellen wieder einmal fest: Unter und über uns liegen Schichten dichten Nebels, und bereits beginnt leichter Schneefall. Somit besteht kein Grund zur Eile. Um das Zelt abbrechen zu können, müssen wir eine ganze lange Stunde Schnee schaufeln. Die Skiabfahrt in Schalenschuhen und im Nebel ist mit einem 25 kg schweren Rucksack eine Herausforderung. Zum Glück kommen uns Charlotte und Walter entgegen und nehmen uns eine Menge Gewicht ab. Nach sieben Tagen oberhalb 5300 m erreichen wir das Basislager noch am selben Tag. Die Ski bleiben aber auf Camp I.

Am nächsten Morgen ist die Bergwelt weiss. Es hat tatsächlich schon wieder bis weit unterhalb des Basislagers geschneit. Erst am frühen Nachmittag setzt sich die Karawane in Bewegung. Jetzt klart der Himmel auf, und zum einzigen Mal öffnet sich das weite Panorama. Sofort sind die 100 bis 150 Kilometer entfernten, von uns bestiegenen Berge im Aksay lokalisiert. Doch die vorher so ersehnte Wetterbesserung wirkt nun wie ein Hohn. Der Umschlag kommt mindestens drei Tage zu spät und hinterlässt zwiespältige Gefühle. Wir geniessen noch die wärmende Sonne auf Camp I, während die Esel zusammen mit unserem Gepäck schon lange das Basislager erreicht haben. Bei Sonnenuntergang sitzen wir am geschmückten Tisch im Basislager und geniessen ein chinesisches Abschiedsmahl, das von den Köchen mit so viel Kreativität zubereitet worden ist, wie es auf 4400 Metern unmöglich scheint. Die Fahrt zum Khunjerab-Pass ist mit den japanischen Off-Roadern schnell bewältigt. Die chinesische Seite des Karakorum High-

way ist nicht steil und führt durch ein breites Tal nahe der tadschikischen und afghanischen Grenze. Mit dem Grenzübertritt ändert die Natur schlagartig: Endlich enden die kargen, trockenen Böden des Hochtals zugunsten eines steilen, stark zerschundenen Bergmassivs. Hier gedeiht Vegetation, wo immer es möglich ist: Wir befinden uns im Karakorum. Gleichzeitig wird auf dem 4800 m hohen Grenzpass zu Pakistan sofort klar, dass wir nun in eine ehemalige britische Kolonie einreisen: Die Fahrzeuge wechseln auf der Passhöhe die Fahrspur, es herrscht Linksverkehr! (Bis jetzt kam uns zwar sowieso kein motorisiertes Fahrzeug entgegen.) Eigentümlich ist ebenso der Zeitsprung von 3 Stunden, obwohl wir nur südwärts gefahren sind, denn in ganz China ticken die Uhren nach Pekingzeit.

Der «Highway» ist in einem schlechten Zustand und sehr steil. Tief unter uns rauscht der stets reissender werdende Hunza-Fluss talwärts. Die Eindrücke aus dem Hunza-Tal sind etwas vom Schönsten, was wir auf unserer langen Reise erleben dürfen. Ein kleines Volk, das in andauerndem Kampf gegen die Elemente sein kleines Paradies erschaffen hat; grünste Oasen in den steilen, kargen Hängen. Das lebenspendende Wasser wird tief in den Seitentälern gefasst und über von Menschenhand erbaute Wasserkanäle in die Dörfer geleitet.

Vor kurzer Zeit haben starke Niederschläge zu einem Felssturz geführt, der den Hunza-Fluss gestaut hat. In der Folge hat sich der Fluss ein neues Flussbett gesucht und den Karakorum Highway auf einigen hundert Metern weggespült; die Strasse ist unterbrochen. Die einheimischen Leute nutzen diese Situation zum Geschäft ihres Lebens. Das rege Treiben und Engagement der einheimischen Träger ist verständlich, verlangen sie doch für den Transport über den 2 km langen Trampelpfad 20 Dollar pro Gepäckstück. Manchmal müssen sie wohl für dasselbe Geld auch amerikanische Damen über die Umgehung schleppen...

Das schöne Wetter hat sich natürlich in der Zwischenzeit verabschiedet und tief hängenden, sich entleerenden Wolken Platz gemacht. Somit bleibt mir auch der erste Blick auf einen 8000er verwehrt, der Wegmarke Nanga Parbat. Zur «Märchenwiese» dieses Himalaya-Riesen fahren wir vom riesigen Indus aus mit einem schrottreifen Jeep und wandern am Schluss zu Fuss. Ein schon fast abenteuerliches Unternehmen, welches mit dem Abrutschen des Fahrweges in die tiefe Schlucht eine spannende Wende nimmt und den Vormittagsausflug zu einer Tagesunternehmung verlängert, die bis in die Nacht dauert...

Ebenso wurden auch weitere Teile des Karakorum Highway unpassierbar, und wir dürfen wider Erwarten das ersehnte Hotelzimmer gegen ein Zelt und zu unserer «Freude» die pakistanischen Spezialitäten gegen den restlichen amerikanischen Freeze Dried Food eintauschen.

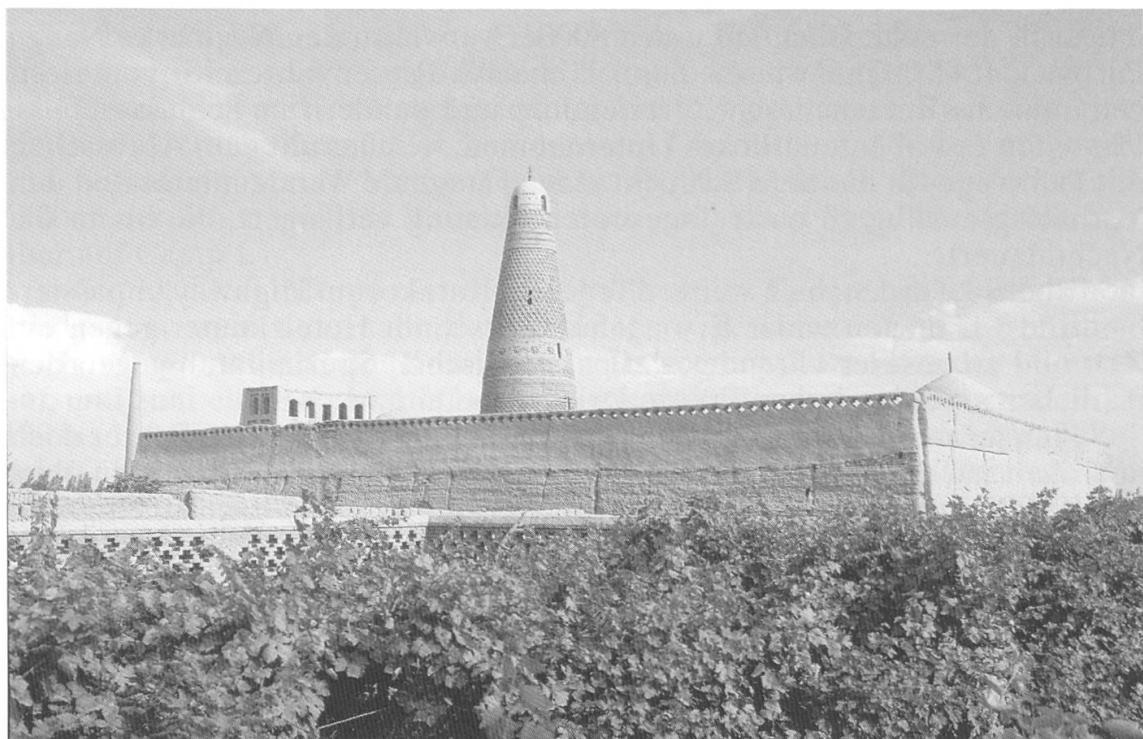
Nun ja, am nächsten Tag kommen wir dank unserem guten Fahrer doch noch heil nach Islamabad und Rawalpindi, wo wir sogleich erfahren, dass unsere Flugreservationen gelöscht worden sind! Aber das nächste Flugzeug nimmt uns mit.

Noldi Barmettler

Kulturschätze rund um die Taklamakan

Zwei Wochen Leben im Basislager, zwei Zentimeter Therma-Rest zwischen den anschmiegsamen Steinen des Aksay und dem Schlafsack, das gemütliche morgendliche Bad im Gletscherbach, unterhaltsame Beschäftigungstherapie dank Rossbremsen und Moskitos, abwechslungsreiche Spaziergänge durch die Schotterterrassen und Wadis (ein Stein links, ein Stein rechts, dann 2 Steine links...), ständig unterbrochen von dem sonoren «Guntram von Walti, antworten»; abends dann Reis mit Ei und Tomaten à la chinoise, exquisiter chinesischer Wein der Marke Lièng B’Fraung En Mil Chang... Nach all diesen etwas anderen Expeditionserfahrungen, die die grossartigen Gipfelerlebnisse umrahmten, wollten Klaus und ich unsere Urlaubszeit am anderen Ende der Welt etwas geruhsamer ausklingen lassen. So verzichteten wir auf den Mustaghata und beschlossen, auf den Spuren der Zentralasien-Forscher Albert von Le Coq und Albert Grünwedel ein Stück der Seidenstrasse zu bereisen. Zwar vertauschten wir die Kamele mit einem Jeep und die Berliner Akademie der Wissenschaften mit der Xinjiang Mountaineering Association, doch hielten wir uns im wesentlichen an ihre Route von Urumqi über Turfan und Hami nach Dunhuang, was einem der nördlichen Äste der Seidenstrasse entspricht.

Wie ein breiter Keil versperrt die Wüste Taklamakan den direkten Weg von China nach Westen und zwang die Karawanen, nach Norden oder Süden auszuweichen. Von Dunhuang, dem Zentrum am östlichen Ende dieser grössten Sandwüste östlich von Arabien, ging es zum Oasen-Königreich Loulan (dem heutigen Atomtestgelände Lop Nor) und dann entweder südlich am Rand des Kunlun-Gebirges oder nördlich am Fuss des Tien Shan weiter nach Kashgar, wo die beiden Karawanenwege am westlichen Ende der Wüste wieder aufeinandertrafen. Als zu Beginn der Tang-Dynastie (700



Emin-Minarett in Turfan.

n. Chr.) Loulan wegen Wassermangel untergegangen war, entwickelte sich ein weiter nördlich gelegener Weg über Hami und Turfan, um ins ferne Kashgar zu gelangen.

So machten wir uns nach einer feudalen Nacht im Holiday Inn von Urumqi auf den Weg. Die eine, sorgsam vor jedem Expeditionsstaub bewahrte Hose und das letzte (und möglicherweise auch erste) gebügelte Hemd wurde aus diversen Geheimfächern des Rucksacks hervorgezaubert, und zwei verstaubte Bergsteiger verwandelten sich in europäische Touristen. Nur einige wenige Spuren an den Rucksäcken zeugten von den vergangenen Wochen. Bewaffnet mit drei bis vier Wörtern Chinesisch, einem Reiseführer, mit leichtem Gepäck und vor allem ohne Zelt, Pickel und Seil (welch ein Genuss!) stiegen wir in den Mietwagen und nahmen unsere erste Etappe zur Senke von Turfan in Angriff. Beeindruckend waren die unendlich langen Geraden, in denen die Strasse vorbei an den Ausläufern des Tien Shan fast unmerklich die rund 1000 Höhenmeter hinabführte. Die flimmernde Hitze der Geröllwüste und das verzerrte Bild der Luftspiegelungen vermischten sich mit dem monotonen Rollen des Wagens. Im Hintergrund konnte man noch die letzten Schneeberge des Bogda Shan vermuten. Waren es Minuten – Stunden? Nur an den Kilometersteinen, die so nah aussahen und doch so lange brauchten, bis sie vorbeizogen waren, konnte man erkennen, dass es nur mehr 4000 km bis Peking waren.

Ganz so weit war es bis Turfan doch nicht, und so mehrten sich bald die ersten Anzeichen der nahen Oase: vereinzeltes Grün, ein paar Häuser, die ersten Pappeln, dann merkwürdige Erdhügel, ähnlich einer Kolonie von Riesenmaulwurfshaufen, die sich später als die sichtbaren Spuren des Baus eines unterirdischen Wasserleitungssystems herausstellten, und schliesslich die Stadt selbst, versteckt inmitten riesiger Weingärten. Turfan, die Stadt in der Nähe des zweittiefsten Punktes der Erde (–154 m) im Tarimbecken, wird geprägt durch das extreme kontinentale Klima von weit über 40 Grad Celsius im Sommer bis unter minus 20 Grad im Winter. Nur die extreme Trockenheit der Luft sowie ausgedehnte schattenspendende Weinlauben, die zum Teil auch die Strassen überspannen, machen die Hitze halbwegs erträglich. Trotzdem liessen wir uns die mittägliche Siesta im klimatisierten Hotel niemals entgehen.

Wir besuchten die ausserhalb der Stadt gelegene Moschee mit dem Emin-Minarett, das um 1780 im schlichten afghanischen Stil aus einfachen Lehmziegeln zu einem kunstvollen, fein gegliederten Turm zusammengefügt worden war. Malerisch fügt sich die Anlage zum Gesamtbild der Rebgüter und Trockenhäuser (zur Rosinenproduktion, denn die hiesigen Moslems trinken keinen Wein – nur manchmal Schnaps). Zurück in der Stadt blieb noch etwas Zeit, um den Basar zu durchstreifen. Reich war am Abend die Auswahl an Kulinarischem, von Shishkebab über Nudeleintöpfchen, Tortellini-ähnliche Teigtaschen bis zu gebratenem Hammelfleisch. Ein kurzer Blick in den Topf am offenen Feuer und eine einladende Handbewegung reichten aus, um an den wenigen noch freien Plätzen am Tisch Platz zu finden. Sofort hatte man eine Schale grünen Tee in der Hand, und kurz darauf konnte man unter den aufmerksamen Blicken der Kinder und Tischnachbarn die dicke Suppe in sich hineinschlürfen. Über den Preis hatte man sich schnell geeinigt, und nach einer «Es war vorzüglich»-Geste konnte man sich zum nächsten Stand aufmachen, um den zweiten Gang in Angriff zu nehmen. Diese unkomplizierte Offenheit und Freundlichkeit wird mir wohl noch lange in Erinnerung bleiben.



Klingender Sandberg bei Dunhuang, «Wanderdüne».

Am nächsten Tag führte uns eine Rundfahrt zu den buddhistischen Grotten von Bezeklik. Die ausgesprochen schöne Lage an den Steilwänden des grünen Murtuq-Tals mit den Schneegipfeln des Tien Shan im Hintergrund liess den relativ schlechten Zustand der Innenausstattung vergessen. Westliche Archäologen wie Grünwedel und Le Coq sowie fanatische Moslems hatten ganze Arbeit geleistet und mit erstaunlicher Konsequenz sämtliche Figuren in europäische Museen abtransportiert beziehungsweise bei den verbleibenden Malereien alle Augen herausgekratzt. Nach diesem etwas traurigen Zeugnis von europäischem Kolonialismus und religiöser Ignoranz ging es weiter zu den Ruinenstädten von Gaochang und Jiaohe. Durch das Fehlen jeglichen Regens konnten sich die bis zu drei Stockwerke umfassenden Lehmgebäude erstaunlich gut über mehr als 1000 Jahre erhalten. Einzig die Winderosion hatte das Ihre dazu beigetragen, dass die Unterscheidung, welche Gebäudeteile aufgemauert und welche aus dem Boden herausgehauen waren, meist nicht mehr möglich war. Zu stark waren die Lehmziegel zu einem Gefüge verfestigt und durch Sand und Wind zu bizarrem Formen geschliffen worden. Nachdem der Fussweg nach Jiaohe wegen einer Baustelle über die für Bustouristen zumutbaren fünf Minuten (bei 40 Grad Hitze) deutlich hinausging, hatten wir die Stadt nahezu für uns allein und konnten die Abendstimmung richtig genießen. Eindrucksvoll war die grosse Ausdehnung, wenn man durch die Hauptstrasse entlang der Wohnungs- und Verwaltungsviertel bis zum zentralen Tempel spazierte.

Zum Abschluss unserer Besichtigungsroute durch Turfan durfte selbstverständlich das «Grape Valley» nicht fehlen. Anmutig liegt dieses Tal als grüne Oase inmitten unwirtlicher Wüstenei. Von oben sieht man nichts als ein Meer von Weinreben. Darunter verbirgt sich allerdings ein echtes Touristenzentrum, in dem es von Andenkenständen, Getränkebuden und

Rosinenverkäufern nur so wimmelt. An einem Quellteich im Schatten die frisch gewaschenen kernlosen Trauben zu geniessen war allerdings ein paradiesisches Vergnügen, das uns schnell in den siebten Himmel aufsteigen und all die touristische Vermarktung vergessen liess.

Der zweite Hauptpunkt unserer Taklamakan-Halbumeindrücke war die Oasenstadt Dunhuang, die wir nach einer Nacht in der CBB (Chinesische Bundes-Bahn, so haben wir die chinesischen Schriftzeichen zumindest übersetzt) und einer einstündigen Autofahrt erreichten. Dies war die erste und einzige Stadt unserer Chinareise, in der wir mit dem chinesischen Kulturkreis in Berührung kamen und von Zentralasien Abstand gewannen. Deutlich beherrschen nun Rikschas das Strassenbild. Im Süden, direkt vor der Stadt, schwingen sich Sanddünen elegant in einige hundert Meter Höhe. Bei näherem Betrachten allerdings wandelt sich dieses Bild der unberührten Wanderdünen: Scharen von Touristen pilgern entlang des Dünenkamms hinauf, um das Schauspiel des Sonnenuntergangs zu geniessen oder sich bei Sandsliding auf bereitgestellten Kissen oder gar bei Sandgliding (=Paragleiten) zu vergnügen. Nicht fehlen dürfen Kamele, Eisverkäufer, Imbissstände – kurzum ein Wüstenrummelplatz. Am Fuss dieser Dünenlandschaft liegt der Mondsichelsee mit seinem stillen, klaren Wasser, quasi als Kontrapunkt zur unwirtlichen Umgebung. Als Lebensquell am Wüstenrand spielte er wohl eine entscheidende Rolle für die Bedeutung der Stadt Dunhuang in der Geschichte und Mythologie dieser Region.

Auf kulturellem Gebiet sind die Hauptattraktion von Dunhuang zweifellos die Grotten von Mogao. In diesem bedeutendsten Zentrum buddhistischer Kultur in China haben Mönche vom Jahr 366 bis ca. 1400 über tausend Höhlen in den weichen Sandstein gegraben. Diese wurden in kunstvoller Weise mit Malereien und Statuen ausgestaltet, die von der Trockenheit äusserst gut konserviert wurden. Sie schildern die gesamte Zeitgeschichte, das alltägliche Leben sowie die religiösen Vorstellungen und Mythen für einen ununterbrochenen Zeitraum von über 1000 Jahren. Das Zentrum bildet ein aus dem Berg gehauener, 30 Meter hoher Buddha. Auch eine gut erhaltene Bibliothek wurde gefunden. In dieser Form stellen die Mogao-Grotten eine einzigartige Stätte buddhistischer Kultur dar. Eine Auswahl von ungefähr zwanzig Grotten konnten wir besichtigen. Auch wenn wir die englischen Erklärungen unserer Führerin über Mythologie und Religion nicht immer verstehen konnten, so war doch die feine und abwechslungsreiche Gestaltung der dunklen Räume sehr beeindruckend.

Der Abschlussbesuch unserer Reise entlang der Seidenstrasse galt dem Wahrzeichen Chinas schlechthin – der Chinesischen Mauer. Nach längeren Preisverhandlungen hatten wir einen Fahrer überzeugt, uns zu ihren letzten Ausläufern im Westen des Reiches zu bringen. Bis zum Beginn der Wüste Taklamakan reichte in der Han-Zeit (200 v. Chr. bis 200 n. Chr.) dieser Schutzwall gegen die Nomadenvölker. In regelmässigen Abständen gab es grössere Befestigungsanlagen wie das noch erhaltene Jadetor (Yumenguan) westlich von Dunhuang, das den Endpunkt des chinesischen Herrschaftsraumes markiert. Jenseits, in den wilden Bergbächen des Kunlun, fand sich die in China überaus begehrte Jade, mit der die westlichen Könige die chinesische Seide bezahlten.

Die heute noch sichtbaren Mauerreste, bis zu zwei Meter hohe Wände aus Stroh und Lehm, ziehen sich als schnurgerade Linie bis zum Horizont. Es braucht einen gewissen Blick, um die Wachttürme, die die Mauer beglei-

ten, in der hügeligen Wüste zu erkennen. Bald stachen uns die charakteristischen Stroh-Lehm-Gebilde von beachtlicher Höhe überall ins Auge.

Nachdem wir unsere Vorstellungen von der Chinesischen Mauer etwas revidiert hatten, hiess es endgültig Abschied nehmen, und nach einer Nachtfahrt mit dem Zug zurück nach Urumqi ging es via Almaty und Istanbul zurück in die Schweiz. Mit vielen Eindrücken der buddhistischen Kultur, der Wüstenlandschaft der Taklamakan sowie der chinesischen Geschichte war diese Reise auf den Spuren der Seidenstrasse eine perfekte Ergänzung und Abrundung der bergsteigerischen Erlebnisse der Expedition Aksay '98.

Guntram Koller

Expeditionsmedizinischer Rückblick

Die Expedition Aksay '98 verlief zwar nicht ohne medizinische Zwischenfälle, jedoch zum Glück ohne bleibende Folgen. Dazu noch fünf Bemerkungen:

1. Es traten erfreulich wenig und vor allem keine gefährlichen Höhenprobleme auf. Die relativ lange Akklimatisations-Anreise hat sich auch von diesem Standpunkt her gelohnt.

2. Von Kälterissen waren alle mehr oder weniger stark betroffen. Die Bepanthen-Salbe und die Neutrogena-Handcrème waren zusammen mit Schnellverbänden die meistgefragten Artikel der Apotheke.

3. Auch auf Höhen bis 6220 m erlitt niemand einen Sonnenbrand dank Daylong 16 und Microban 30+, die uns die Firma Spirig in ausreichender Menge zur Verfügung gestellt hatten.

4. Die Zahnsanierung scheint mir sehr wichtig (zwei Monate später in Tibet musste ich einen Eiterzahn behandeln – eine Woche vom nächsten Zahnarzt entfernt).

5. Trotz Vorsicht in unterschiedlichem Ausmass hat die (Nahrungsmittel-)Hygiene bei praktisch allen irgendwann einmal gelitten und zu Durchfall, oft mit Übelkeit und Krämpfen oder Erbrechen, geführt.

Monika Müller



Die Expeditionsärztin Monika Müller mit unbedenklicher Erfrischung.

Reflexionen eines Seniorteilnehmers

Vor einigen Jahren hätte ich mir kaum träumen lassen, dass ich mit 55 Jahren nochmals meinen Expeditionsrucksack packen würde, um mich in sauerstoffärmere Luftsichten zu begeben. Die AACZ-Jubiläumsexpedition hatte sich aber vom alpintechnischen Anforderungsprofil her so entwickelt, dass dies gar nicht mehr so abwegig erschien. Ich entschloss mich deshalb Anfang 1996, meine allgemeine Kondition und alpinistische Leistungsfähigkeit wieder zu steigern und einige berufliche Ansprüche in niedrigere Priorität zu setzen. Ich bin ich sehr froh, dass ich mich dazu durchge rungen habe, denn ich konnte dabei ausserordentlich viel erleben und wertvolle Erfahrungen machen.

Im Laufe der Expedition Aksay '98 liess ich mich oft dazu verleiten, Vergleiche zu ziehen mit meinen früheren ausseralpinen Taten (1972 im Hindukusch und 1979 am Mount McKinley in Alaska). Meine Bemerkungen gingen sicherlich den anderen Aksayern des öfteren auf die Nerven. Trotzdem werde ich nun in den nächsten Abschnitten nochmals einige solche Vergleiche ziehen, in der Annahme, dass jegliches Weiterlesen freiwillig ist. Gleichzeitig werde ich versuchen, einige Hinweise für künftige AACZ-Expeditionen zu geben, die hoffentlich zu Beginn des zweiten Jahrtausends durchgeführt werden.

Vor dem Schreiben dieses Artikels habe ich den AACZ-Jahresbericht 1972/73 hervorgeholt (schon damals ein Doppeljahresbericht!) und darin meinen Übersichtsartikel über die Hindukusch-Expedition 1972 gelesen. Einige der dort beschriebenen Aspekte könnte man ein Vierteljahrhundert später wörtlich wiederholen. Als Beispiel sei die Tatsache genannt, dass am Anfang einer Expeditionsvorbereitung zu viele Köche den Brei verderben. Da gilt wohl häufig die negative Version des Begriffes Team, die da lautet: «Toll, ein anderer macht es!» In einer späteren Phase ist es jedoch sehr wichtig, dass die Vorbereitungsarbeiten möglichst gleichmäßig verteilt werden, so dass für die einzelnen der zeitliche Aufwand im Rahmen bleibt. Sehr notwendig ist eine gute Kontrolle des Standes der Vorbereitungen. Diese Aufgabe sollte unbedingt jemandem klar zugeteilt sein, eigentlich der Expeditionsleitung. Damit wären wir bei der Frage der Organisation der Leitung, die vor 25 Jahren lange diskutiert worden war. Die Aksay-Expedition 1997/98 wurde wiederum von einem Triumvirat geleitet, das sich meines Erachtens bestens bewährt hat. Aus meiner Sicht ergab sich nur in einem Ressort ein gewisses Kontrollmanko, so dass ein Rückstand in den Vorbereitungen zu spät erkannt wurde. Daraus ergaben sich dann teilweise auch störende Auswirkungen auf andere Bereiche.

- Berechtigterweise viel Zeit beansprucht und lange Diskussionen veranlasst hat die Auswahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer für die Aksay-Expedition. Grund dafür ist sicher nicht, dass jetzt auch Frauen involviert waren. Überhaupt haben sich die teilnehmenden Aksay-Expeditionsfrauen positiv auf den ganzen Expeditionsverlauf ausgewirkt. Im Jahre 1973 beruhten die feministischen Einflüsse vor allem auf einer psychologischen Fernwirkung, die für einzelne Teilnehmer gewisse Probleme brachte, weil die Beziehungen noch relativ stürmisch oder sonst in Bewegung waren.

Während in den siebziger Jahren Telefax und Internet noch nicht zur Verfügung standen, waren diese modernen Mittel für die Aksay-'98-Expedition äusserst hilfreich. Die weitgehend per elektronische Post ver-

teilten Einladungen und vor allem die mit Aufgabenzuteilungen gespickten Protokolle der Expeditionstreffs Nr. 1 bis 26 spielten eine zentrale Rolle. Die in englischer Sprache abgefassten Fax-Mitteilungen erlaubten eine weitgehend gut verständliche und schnelle Kommunikation mit den Reise- und Bergsteigerorganisationen in Kirgistan und Xinjiang.

Wichtig waren die gemeinsamen Vorbereitungstouren in den Alpen, deren Anzahl wohl eher an der unteren Grenze lag. Viele Teilnehmer haben eben immer irgendwelche andere Verpflichtungen. Es zeigte sich auch, dass bestehende alpintechnische Rückstände schwerlich an einzelnen Wochenenden aufgeholt werden können. Einwöchige Ausbildungskurse bringen doch wesentlich mehr Fortschritte.

Bewährt hat sich die Durchführung eines Erkundungsunternehmens mit drei Teilnehmern im Vorjahr der eigentlichen Expedition. Sie haben sehr aufschlussreiche Fotos einschliesslich eines Gesamtpanoramas der Aksayberge zurückgebracht, so dass die eigentliche Expedition im 1998 sich auf eine sehr gute Gebietsdokumentation stützen konnte.

Während der Expedition zeigte sich einmal mehr, dass Bergsteigerinnen und Bergsteiger ausgesprochen individualistische Lebewesen sind, die mit der Gruppendynamik zeitweise einige Mühe bekunden. Am besten funktioniert es, wenn relativ klare gemeinsame Ziele bestehen und diese auch erreicht werden. Über die Zielsetzungen der einzelnen Teilnehmerinnen und Teilnehmer sollte deshalb möglichst früh und ausführlich diskutiert werden, um eine optimale Abstimmung zu ermöglichen.

Enorme Fortschritte im Ausrüstungsbereich sind klar erkennbar. Goretex-, Faserpelz- und Odlo-Textilien, Schalenschuhe, North-Face-Zelte, Therma-Rest-Matten und Yaesu-Funkgeräte sind einige der wichtigsten Stichworte hierzu. Auch die früher verpönten Schneeschuhe haben sich durchaus zu einem gut einsetzbaren Hilfsmittel gemausert.

Nicht ganz klar waren zu Beginn die Stellung der Expeditionsärztin sowie Zusammensetzung und Einsatz der verschiedenen Apotheken. Auch über höhenmedizinische Taktiken ergaben sich abendfüllende Diskussionen. Im Laufe der Expedition hat sich aber diese Sache gut eingependelt. Monika bekam als Ärztin auch Gelegenheit, bei der Diagnose und Behandlung einer Schleimbeutelverletzung am Knie zu zeigen, wie medizinische Kenntnisse schlimmere Folgen verhindern können.

Während der Anreise und im Aksaygebirge ist eigentlich nichts so richtig schiefgelaufen, das für spätere Expeditionen nützlich zu wissen wäre. Etwas mehr Zeit zum Bergsteigen hätte wahrscheinlich noch weitere Gipfelbesteigungen ermöglicht, aber vielleicht auch zu einer gewissen Übersättigung geführt. Zurück in Kashgar, hätten wir schon vorgedruckte Postkarten gut brauchen können, weil die meisten der käuflichen Exemplare den Charakter unseres Unternehmens nicht widerspiegeln. Folglich lohnt sich der Druck von Postkarten immer noch, auch wenn man die Expedition nicht unbedingt als exklusive Pionierleistung einstuft.

Als «Bottom Lines» bleiben für mich viele positive Erfahrungen einer schöpferischen Pause im zweiten Karriereabschnitt eines Naturwissenschaftlers. Besonders interessant war das Zusammenleben mit wesentlich jüngeren Huttis und Vertretern anderer Fachdisziplinen, wofür ich mich bei allen Aksayern sehr herzlich bedanken möchte.

Walter Giger